Misc. I, 157.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-652187-p0002-0

Die vier mahl vier Zeichen

oder

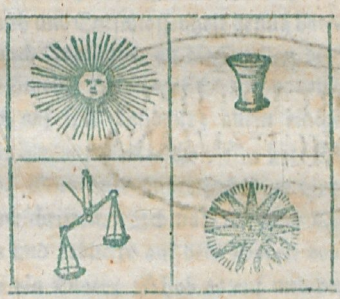
das Buch

über die

Krankheiten der Könige.

Ein Manuscript

in einer Chiffersprache gefunden, ins Hochteutsche übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen versehen.



Drittes Quart.

Zu finden

in allen Europäischen Staaten und in der Asiatischen Türkey.

1795.

Quae vera sunt loqui virum ingenuum decet.

BIBLIOTHECA
PONICKAVIANA

Ich befand mich in England und fühlte ein Verlangen unter andern grosen Männern dieser Insel auch den berühmten James Bruce, der Geduld, Muth und Entschlossenheit genug hatte, eine Reise nach Abyssinien an die Quellen des Nils zu unternehmen, von Angesicht zu schauen. Ich begab mich auf sein Landgut; allein einige Zeit vor meiner Ankunft hatte schon seine lezte Stunde geschlagen. Man untersuchte just seine hinterlassenen Handschriften. Ich näherte mich den Untersuchern und erblickte auf dem Boden vor meinem Fuße ein Blatt; ich hob es auf und der Inhalt desselben war folgendes Fragment.

„Lange zuvor ehe Abyssinien seine gegenwärtige Verfassung erhielt, lebte nicht allzufern von den Quellen des Nils, in einer angenehmen Gegend ein Völkchen in glücklicher Ruhe und Stille. Man

weiß

weiß von seiner politischen Verfassung nur noch soviel, daß es Könige hatte, und daß jeder dieser Könige die innigste Liebe seines Volks mit in das Grab nahm. Alle waren gut und liebenswürdig; einer aber zeichnete sich durch gewisse Sonderbarkeiten vorzüglich aus. Sein Name, der, ungeachtet ihn keine Ehrensäulen und Mausoleen der Nachwelt aufbewahrten, doch unvergeßlich blieb, war Alzir mit dem Beynamen der Gerechte. Unter andern hatte er auch das Sonderbare, daß er einige, sich durch Verstand und Rechtschaffenheit auszeichnende erfahrungsvolle Männer bey sich unterhielt, wovon der eine ihm beständig widersprechen mußte und der andere den Beruf hatte, die Wahrheit laut zu sagen. Diesen Leztern hies man gewöhnlich den Herold der Wahrheit und er stand in großem Ansehen.

Alzir sagte, Widerspruch ist allen Menschen, ganz vorzüglich aber Königen heilsam, und leider hören diese denselben so selten! Ich will ihn aber so oft als möglich hören, und erwarte davon folgende sehr gute Wirkungen. Ich werde ihn gewohnt und lerne ihn gelassen und willig ertragen; und wer dieses kann, der ist schon ein halber Weiser. Ich werde dadurch vor Eigendünkel

kel, vor dem stolzen Wahn untrüglicher Einsichten bewahrt, ein Wahn, der so schädlich er auch ist, sich doch desto leichter in die Herzen der Könige zu schleichen pfleat, je weniger sie Widerspruch zu hören gewohnt sind. Ferner veranlaßt mich dieses Widersprechen zur reiflichsten Ueberlegung. Könige müssen erst lange denken, ehe sie handeln; jede Veranlassung, die sie von Uebereilung zurück hält, muß ihnen willkommen seyn. Unglücklicher Regent! der lauter Jaherren um sich hat, der alle seine Reden bewundern, alle seine Handlungen loben hört! Ein solcher ist in Gefahr, sich auf das schrecklichste zu verirren. Im Wahn, daß er sich auf dem lichten Wege der Wahrheit befinde, wird er in den labyrinthischen Gängen des Irrthums unter den fürchterlichsten Abgründen herum tappen.

Herolde der Wahrheit, fuhr er fort, kann es in der Welt nicht genug geben; eigentlich sollte jeder Mensch ein solcher seyn. Vor den Thronen sind dergleichen vorzüglich nöthig. Da muß die Stimme der Wahrheit laut ertönen. Ach ihr Cronenträger, wie traurig sieht es um euch und um eure Kinder aus, wenn diese vor euren Ohren schweigt und wohl gar schweigen —

muß! — dann sind wir an der Schwelle des goldenen Zeitalters, wann die Stimme der Wahrheit vor euren und aller Menschen Ohren laut ertönt und ertönen darf, und dann ist diese erwünschte Zeit wirklich da, wann man allgemein dieser heilsamen Stimme Gehör giebt und sie befolgt!!"

So viel stand auf diesem Blatte! Ich glaubte hier keine unschickliche Gelegenheit zu haben, dieses kleine Bruchstück aus den hinterlassenen Papieren eines merkwürdigen Mannes meinen Lesern mitzutheilen. Da ich es gelesen hatte, so empfand ich eine gewisse warme Zuneigung zu diesem längst vermoderten König Alzir und den Wunsch, noch etwas mehr von ihm zu lesen. Vielleicht geht es manchen meiner Leser auch so.

Drittes Quart.

Sonne.
Becher.
Waage.
Stern.

Licht und Wärme.

Unter allen Arten von Abgötterey, worauf die Menschen verfielen, verdient wohl die Verehrung und Anbetung der Sonne die meiste Entschuldigung. Ihre Beschaffenheit und ihre Wirkungen sind von der Art, daß sie nothwendig die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich ziehen mußte. Schon der blose Anblick der aufgehenden Sonne, muß auf den nicht ganz gefühllosen Menschen den lebhaftesten Eindruck machen; und wenn man nun erst mit ihren wohlthätigen Wirkungen näher bekannt wird, wie leicht kann man da, zumal in Ermangelung tiefer, geläuterter

Religionskenntnisse in Versuchung kommen, in ihr das Bild der Gottheit zu erkennen und zu verehren.

Je weniger nun aber irgend ein Geschöpf — es sey auch übrigens noch so groß und prächtig — das Bild des Unendlichen vorstellen kann; desto mehr möchten unsere Erdengötter mit der Sonne zu vergleichen seyn. Könige sollen Sonnen, freilich nicht ihrem Wesen, sondern ihren Wirkungen nach seyn.

Die Sonne ist eine Regentin. Hoch steht sie am Firmament und regiert und erhält ihren großen Staat, zu welchem auch unsere Erde gehört, in schönster Ordnung. Genau erfüllt sie ihre erhabene, ihre wichtige Bestimmung. Ein Umstand, der freilich bey unsern gekrönten Sonnen, so prachtvoll sie auch übrigens auf ihren Thronen glänzen, nicht immer eintrift.

Viele unserer Erdengötter scheinen ihre wahre Bestimmung nicht einmahl recht zu kennen, und erfüllen sie deswegen auch nicht; vielen mag sie bekannt genug seyn; allein die wirkliche Erfüllung derselben behagt ihnen nicht. Sie wollen nicht für Andere,

dere, sondern nur für sich leben. Solchen sollte freilich die Sonne nie in die Augen strahlen, ohne ihnen wenigstens eine kleine Schamröthe abzulocken.

Die Sonne wirft einen großen Glanz von sich. Es wird nicht viele Könige, ja überhaupt nicht viele Regenten geben, die nicht hierin der Sonne gleichen. Es war von jeher ein wichtiger politischer Grundsatz, daß um einen Thron herum alles so glänzend als möglich seyn muß. Ein solcher Grundsatz ist für das menschliche Herz schmeichelhaft; er wird also auch viel lieber befolgt als ein anderer, der irgend eine Aufopferung, irgend eine Verleugnung erheischt. Der Mensch glänzt gerne, er ist geneigt, Andern Bewunderung und Ehrfurcht abzulocken, und wer keinen wahren innern Glanz besizt, sucht seine Absicht durch einen erborgten äussern zu erreichen.

Könige sind Menschen; es findet auch in diesem Stücke keine Ausnahme bey ihnen statt; und daß ihr Glanz den Glanz anderer Menschen gewöhnlich

weit übertrift und verdunkelt, kommt ganz natürlich daher, weil sie andere Mittel in ihren Händen haben, als alle, die über keine öffentliche Schatzkammer gebieten können. Wir finden es auch in der That recht und billig, daß auch hierin gekrönte Häupter einen Vorzug vor Andern besitzen; so wie wir überhaupt wider den äussern Glanz der Könige gar nichts einzuwenden haben, wenn nur auch hier ein vernünftiges Maas und Ziel beobachtet und die Hauptsache nicht dabey vernachläßiget und ganz vergessen wird. Der sinnliche Mensch will nun einmal etwas fürs Auge haben und es fällt ihm schwer Hoheit der Würde und des Standes ohne äussern Prunk und Glanz anzuerkennen. Freilich machen Paläste und Kronen, Purpur und Scepter, Staatskarossen und aufgeputzte Diener, Gold und Edelsteine nicht das Wahre, das Eigentliche einer Regentenwürde aus, und ein König könnte auch ohne alle diese Dinge König seyn und bleiben; allein die Klugheit erfordert es, sich in einer sinnlichen Welt, wo nur wenige für abstrakte Wahrheiten Fassungskraft genug besitzen, in Ansehung wichtiger Einrichtungen und

Ver-

Verfassungen, so weit es nur ohne Nachtheil geschehen kann, nach dem großen Haufen zu richten.

Unsere Erdengötter mögen also immerhin der Sonne gleich von ihren Thronen herabglänzen, wenn sie nur im Uebrigen derselben nicht unähnlich sind. Diese Königin am Firmament glänzt nicht blos, sondern sie äussert noch zwo Hauptwirkungen, die wir freilich leider nicht an allen gekrönten Sonnen unserer Erde bemerken. Sie erleuchtet und erwärmet alles — Wirkungen, die höchst wohlthätig und erwünscht sind, und ohne welche unsere liebe Erde ein unbewohnbares Chaos bleiben würde. (a)

Wir werden hier durch die fortgesezte Vergleichung mit der Sonne auf eine vorzügliche Krankheit der Könige gebracht, auf die Krankheit nemlich, wenn Könige ihre Unterthanen nicht gehörig erleuchten und erwärmen. Die Sonne thut dieses und ein gesunder König, das heißt ein solcher, der das wirklich ist, was er seyn soll, muß ihr hierin vollkommen gleichen. Licht und Wärme in physischer und moralischer Bedeutung, sind zwey Haupterfordernisse

zur menschlichen Wohlfarth und Glückseligkeit, und daß es eigentlich aus keiner andern Absicht Könige giebt, als um menschliche Wohlfarth und Glückseligkeit zu erhalten und zu befördern, das ist eine uralte Wahrheit, deren Evidenz freilich manche nicht so recht vor den Augen leiden können.

Es war lange ein politisches Problem und es wurde viel darüber pro et contra gesprochen und geschrieben, ob es nemlich klug und gut sey, unter dem großen Haufen Licht und Aufklärung zu verbreiten, oder ob man denselben in Unwissenheit, in einer Art von Täuschung erhalten müsse? Manche befürchteten von einer überhand genommenen Aufklärung unter den niedern Ständen sehr schlimme Folgen für die Grundpfeiler der Thronen und gaben sich deswegen alle Mühe in den Herzen der Erdengötter Verdacht und Argwohn wider dieselbe zu erregen und sie ihnen als etwas sehr Gefährliches zu schildern. Wir folgen hierbey blos der gesunden Vernunft und glauben auf diese Weise am sichersten und leichtesten zu gehen.

Licht

Licht ist etwas sehr Gutes, Erfreuliches und Wohlthätiges, und jede wirklich gute Sache muß das Licht vertragen können. Sind diese beyden Sätze richtig — und wer wird an der Richtigkeit derselben zweifeln? — so kann man sehr leicht mehrere untrügliche Schlüsse daraus ziehen.

Die Verbreitung einer jeden wirklich guten Sache kann nicht anders als höchst wohlthätig und heilsam seyn; das Licht ist eine wirklich gute Sache; also muß auch seine Verbreitung gut und heilsam seyn.

Ein zweyter Schluß wäre dieser: eine jede wirklich gute Sache muß das Licht vertragen können; die Staats- und Regierungsverfassungen kultivirter Nationen sind gute Sachen, also müssen sie auch das Licht vertragen können.

Wir können also auf diese Weise, indem wir uns von einer gesunden Vernunft leiten lassen, unmöglich der Meynung derjenigen seyn, die die Aufklärung für etwas gefährliches halten und also auch der Ausbreitung derselben entgegen arbeiten. Und es läßt sich nicht anders denken, als daß dergleichen Leu-

te entweder ganz irrige Begriffe von der Aufklärung selbst haben müssen, oder daß sie ihren Vortheil darin finden, dem Despotismus und andern Misbräuchen und unrechtmäßigen Anmassungen, die sich in manchen unserer Regierungs- und Staatsverfassungen befinden, das Wort zu reden und für die Erhaltung und Sicherheit derselben zu sorgen.

Es giebt freylich auch eine falsche Aufklärung, deren Verbreitung höchst schädlich und also auch vernünftiger Weise nicht zu befördern ist, so wie auch diese und jene Regierungsverfassung so beschaffen seyn kann, daß sie das Licht nicht recht zu ertragen vermag, sondern ihren Vortheil in einer allgemeinen Benebluna und Verdüsterung findet. Eine falsche Aufklärung ist aber nicht die rechte, und unter dem Licht verstehen wir keine andere; und eine Regierungsverfassung, die noch Ursache hat, das Licht zu scheuen, ist auch keine rechte; eine unrechte aber kann man doch wohl unmöglich vertheidigen und zu erhalten suchen. (b)

Man braucht eben nicht unter die scharfsinnigsten Beobachter zu gehören, um die Bemerkung zu machen,

daß

daß es hauptsächlich deswegen mit immer nicht besser unter den Menschen werden will, weil es den meisten an richtigen Begriffen und Vorstellungen von den Dingen, die sie umgeben und mit ihnen in Verbindung stehen, von ihrem eigenen Wesen, Kräften und Bestimmung, weil es ihnen an einer gehörig ausgebildeten gesunden Vernunft, oder welches einerley ist, an wahrer Aufklärung fehlt. Die meisten irren aus Unwissenheit, handeln deswegen nicht besser, weil sie es nicht besser wissen; sie verfehlen ihre Bestimmung, weil sie sie nicht kennen, werden deswegen so oft getäuscht, weil sie in den Dingen, die sie umgeben, immer etwas anders suchen als sie in denselben finden können. Sollen die Wirkungen aufhören, so müssen die Ursachen gehoben werden. Wenn die Menschen nicht mehr so vielen Irrthümern und Täuschungen, so vielen Thorheiten und Vorurtheilen ausgesezt seyn sollen, so müssen sie gehörig unterrichtet und über die nöthigen Dinge belehrt und aufgeklärt werden. Die Natur der wahren menschlichen Glückseligkeit ist von der Art, daß sie ohne hinlängliche Aufklärung gar nicht gedacht

dacht werden kann. Vernünftige Geschöpfe können ganz natürlich ihr Glück nicht in Unvernunft, in Unwissenheit finden; und eine stufenweise Vervollkommnung und Ausbildung seiner Seele, gehört hauptsächlich mit zur Bestimmung des Menschen.

Nach diesem allen kann also unmöglich die Frage noch aufgeworfen werden: ob die Ausbreitung der Aufklärung heilsam oder schädlich sey? Es erhellet vielmehr auf das deutlichste daraus, daß es eines Regenten, der vermöge seines Regentenamtes für die möglichst beste Beglückung seiner Unterthanen auf alle Art und Weise sorgen muß, vorzüglichste Pflicht sey, Licht und Aufklärung unter seinem Volke zu verbreiten. So unumgänglich nöthig das Licht in der physischen Welt ist, so nöthig ist es auch in der sittlichen. Was helfen uns die Augen, wenn keine Sonne die Erde bescheint und ewige Finsterniß dieselbe bedeckt; und was hilft uns die Kraft zu denken, die Vernunft, wenn wir dieselbe, statt sie zu gebrauchen, sie zu üben und auszubilden, in einem unthätigen Schlummer liegen

las-

lassen, wenn wir sie unterdrücken, sie durch Irrthümer und Thorheiten ersticken.

Könige müssen ihre Unterthanen erleuchten; und wenn sie dieses wirklich thun, so erfüllen sie nicht nur eine ihrer vorzüglichsten Pflichten; sondern sie befördern auch dadurch ihr eigenes Interesse, ihr eigenes Wohl. Denn das ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß für einen gesunden König, der in allem Betracht der Sonne gleicht, nichts erwünschteres seyn kann, als lauter aufgeklärte oder — welches eben so viel ist — nach einer gesunden, ausgebildeten Vernunft handelnde Unterthanen zu haben. Von solchen Unterthanen hat er so leicht nichts zu fürchten, hingegen aber alles Gute zu hoffen. Sein Thron, wenn er sich anders auf keinen Despotismus, auf keine wider die allgemeinen Menschenrechte streitende Vorurtheile und Anmassungen gründet, und das wird bey einem wirklich gesunden König nicht so leicht statt finden, wird so fest, so sicher stehen, daß ihm vor keiner Erschütterung, noch weniger vor einer gänzlichen Umstürzung bange seyn darf. Da wo wirkliches Tageslicht herrscht,

herrscht, kommt man nicht so leicht in Gefahr, sich von Irrlichtern blenden, von leeren Phantomen täuschen, auf Irrwege leiten zu lassen. Da kann man jeden Gegenstand in seiner wahren Gestalt erkennen, das Labyrinth von der geraden, gebahnten Strasse, den Abgrund von dem sichern, gefahrlosen Orte unterscheiden; da taumelt man nicht, im Wahn, daß man sich auf dem sichern Weg zu seinem Glück befinde, auf spitzigen, gefahrvollen Klippen seinem unvermeidlichen Unglücke entgegen.

Wenn wir behaupten, daß es eine der vorzüglichsten Pflichten der Könige, überhaupt der Regenten sey, ihr Volk zu erleuchten, oder mit andern Worten, Licht und Aufklärung unter demselben zu verbreiten, so wollen wir damit nicht so viel sagen, als ob sie dieses selbst in eigener hoher Person, mit ihren eigenen Kräften und Fähigkeiten thun müßten. Eine Forderung, die wohl keinem vernünftigen Menschen einfallen kann. Die Sonne ist nicht selbst das Licht, sondern sie sezt nur gleichsam die im ganzen Universum verbreitete Lichtmaterie in

Bewe-

Bewegung; so können Könige nicht allenthalben in ihrem Reiche leuchten und selbst Licht verbreiten, sondern sie müssen nach dem Beyspiel der Sonne, Personen, die Kräfte und Fähigkeiten dazu haben, in Bewegung, in Thätigkeit setzen, müssen es sich angelegen seyn lassen, die gehörigen Anstalten dazu zu treffen, daß es durch Andere geschieht.

Ob es nun aber gleich nicht anders geschehen kann, als daß unsere Erdengötter das wohlthätige Geschäfte der Verbreitung des Lichts unter ihren Völkern durch Andere betreiben lassen müssen, so ist es doch ganz unumgänglich nothwendig, daß sie selbst für ihre eigene Person gehörig erleuchtet und Freunde des wahren Lichts sind.

Ist dieses nicht, so finden mehrere sehr nachtheilige Fälle statt, von welchen wir hier nur die vorzüglichsten erwähnen wollen. Entweder sie halten das Licht, das ihnen selbst fehlt, auch in Ansehung Anderer für ganz überflüßig und entbehrlich, ja wohl gar nachtheilig und höchst schädlich, und lassen sichs also gar nicht einfallen, etwas zu seiner Verbreitung zu unternehmen; oder sie begünstigen aus

Un-

Unwissenheit eine ganz falsche Aufklärung, da sie hingegen die wahre auf alle mögliche Weise zu unterdrücken suchen; oder, wenn sie auch wirklich geneigt seyn sollten, das wahre Licht, ohngeachtet sie es selbst nicht genau kennen, zu verbreiten, so treffen sie nicht die rechten Mittel und Wege dazu, so fehlen sie in der Wahl derjenigen Personen, durch die es geschehen soll.

Da von der Beschaffenheit des Innern gekrönter Häupter für ganze Länder und Völker so viel abhängt, so kann man freilich, wenn man nur etwas Patriotismus in sich fühlt, den Wunsch nicht bergen, daß in jedem Haupte, welches eine Krone oder ein Fürstenhut ziert, das wahre Licht aufgegangen seyn möchte. Es ist sehr gut, wenn die Bildung und Erziehung künftiger Regenten solchen Personen übergeben wird, die guten Willen und Fähigkeiten genug besitzen, das junge Köpfgen, das einst für das Wohl so vieler denken und sorgen und sich mit so wichtigen Dingen beschäftigen soll, beyzeiten gehörig zu erhellen und aufzuklären. Je später man damit anfängt, desto schwerer geht es; und wenn

ein-

einmal die Krone schon wirklich auf dem Kopfe prangt, dann ist gemeiniglich nicht viel mehr zu machen; dann hält man gewöhnlich seinen Willen für das höchste Gesetz, seine Denkungsart für die beste und seine Meynungen für infallibel und man findet kein Behagen mehr in irgend einer Sache noch einen Schüler abzugeben.

Wenn ein mit dem wahren Licht noch unbekannter Regent, auch über ein unerleuchtetes, in Finsterniß tappendes Volk herrscht, so ist dieß zwar nichts weniger als gut; allein es mag doch noch eher angehen, als wenn ein unerleuchtetes Oberhaupt auf einem erhellten, aufgeklärten Staatskörper sizt. Dieser lezte Fall ist äusserst traurig, und er hat so viel Widriges und Trauriges für uns, daß wir uns in kein näheres Detail über denselben einlassen würden, gesezt auch, daß wir Zeit und Gelegenheit dazu hätten. Wir wollen blos hierbey den innigsten Wunsch äussern, der sich tief aus unserm Herzen hervor drängt, daß dieser Fall, so lange noch eine Menschenwelt existirt, gar nicht mehr statt finden möchte.

Unsere regierenden Sonnen müssen aber auch ihre Unterthanen erwärmen. Es giebt eine physische und eine moralische, eine körperliche und eine geistige Wärme, und beyde Arten werden zum Wohlbefinden eines Geschöpfs erfordert, das halb Thier und halb Geist ist.

Die Sonne geht ihnen auch hierinnen mit dem schönsten Beyspiel vor. Sie erwärmt die Erde und ihre zahllosen Geschöpfe und bringt dadurch auf derselben Leben und Wohlbefinden hervor, da ausserdem alles gefühllos erstarren und unvermeidlich in die kalten Arme des Todes hinsinken müßte.

Wenn nach dem rauhen Winter die schönen, angenehmen Frühlingstage eintreten und die Sonne anfängt, ihre wohlthätige Wärme der erstarrten Erde wieder mitzutheilen, wie lebt da die ganze Natur sogleich wieder auf, wie freut sich da alles, wie erquicken sich da Menschen und Thiere an der zurückkehrenden Wärme, wie behagt es ihnen, sich

in

in den wohlthätigen Strahlen des großen Himmelslichts sonnen zu können!

Aehnliche Wirkungen können und sollen auch Regenten hervorbringen, und sie liegen an einer schweren Krankheit darnieder, wenn diese Wirkungen nicht erfolgen.

Unterthanen werden von ihrem Oberhaupte erwärmt, wenn sie nicht blos aus seinen Worten, sondern auch aus seinen Handlungen, aus seinem Betragen gewahr werden, daß ein wahres Vaterherz gegen sie in der Brust desselben schlägt, wenn sie an demselben Herablassung, Güte und Liebe bemerken, wenn sie sehen, daß es ihrem Oberhaupte nicht blos um sich selbst, um sein eigenes Glück und Wohlergehen, sondern auch hauptsächlich um seine Unterthanen zu thun ist.

Wenn man sich von irgend einem Menschen gleichgültig, verächtlich oder wohl gar feindselig behandelt sieht, so empfindet man eine gewisse unangenehme Kälte in sich gegen einen solchen Menschen, so erstarren gleichsam die guten Gesinnungen und Gefühle, die man ausserdem gegen seine Ne-

benmenschen hegt, und es ist als ob man es gar nicht mit einem Wesen von gleicher Art zu thun hätte. Treffen wir hingegen an einen Menschen, der gerade das Gegentheil von dem gegen uns äussert, der sich freundlich, theilnehmend, höflich und dienstfertig gegen uns bezeigt, so empfinden wir in uns eine gewisse angenehme Wärme gegen ihn, so ist es, als ob ein freundlicher warmer Sonnenstrahl in unser Herz kömmt, und unser ganzes Wesen wird dadurch erheitert, belebt und mit warmen angenehmen Empfindungen erfüllt. Wiederfährt uns nun eine so gute Behandlung von einer in unsern Augen wichtigen Person, oder gar von unserm Landesregenten, so erfolgen diese angenehmen Wirkungen noch in einem viel höhern Grade.

Viele von den Großen der Erde müssen es gar nicht wissen, wie wenig es ihnen eigentlich kostet, die Herzen ihrer Untergebenen für sich zu gewinnen, und sie an sich zu fesseln, sie würden sonst gewiß mit solchen Kleinigkeiten, die ihnen so wenig kosten, die so wenig Mühe und Anstrengung erfordern, nicht so sehr geitzen. Wie mancher vergaß auf

lan-

lange Zeit seine drückende Bürde und dünkte sich glücklich, blos weil ihn sein Landesherr angelächelt hat! Wie mancher preißt seinen Fürsten als ein Muster der Regenten und versichert nun Leib und Leben für ihn zu lassen und zwar blos deswegen, weil er seine tiefe Verbeugung mit einem gnädigen Blick erwiederte! Wie mancher taumelt wonnetrunken aus dem Pallast seines Regenten in seine Hütte zurück, weil derselbe einige Minuten freundlich mit ihm sprach!

Regenten können also ihre Unterthanen in gewisser Betrachtung schon durch wahre Kleinigkeiten erwärmen; allein sie müßten sehr große Patienten seyn, wenn sie es blos bey dergleichen Kleinigkeiten wollten bewenden lassen. Zur ordentlichen wahren Erwärmung gehört mehr als gnädige Blicke und freundliche Grüsse. Unterthanen werden vorzüglich dadurch gehörig erwärmt, wenn ihre Beherrscher ihre Regentenpflichten zu erfüllen suchen, und sich an ihnen als Väter beweisen, wenn ihnen jede mögliche und mit dem Wohl des Staates vereinbare Erleichterung wiederfährt, wenn sie gehörig geschützt, wider Unrecht und Gewaltthätigkei-

ten vertheidigt und bey ihren Gerechtsamen erhalten werden, wenn für gute, nützliche und zweckmäßige öffentliche Anstalten gesorgt und der Nahrungsflor auf alle mögliche Weise begünstigt und befördert wird, wenn alle zuvermeidende Kriege und Unruhen wirklich vermieden und die goldnen Zeiten der Ruhe und des Friedens erhalten werden, kurz, wenn es sich Regenten auf das ernstlichste angelegen seyn lassen, ihren Unterthanen wahren Lebensgenuß zu verschaffen und sie so viel wie möglich nach Leib und Seele zu beglücken.

Doch auch die Sonne ist ein endliches Wesen und unsere Erdengötter, so ähnlich sie auch derselben in Ansehung ihrer wohlthätigen Wirkungen seyn möchten, bleiben immer wie alle Adamskinder, unvollkommene Menschen. Die Sonne hat ihre Flecken, unsere gekrönten Sonnen können unmöglich ganz ohne dergleichen seyn.

Von vielen Menschen werden die Großen der Erde gar zu strenge beurtheilt. Man rechnet ihnen jeden oft ganz verzeihlichen Fehler hoch an, und verlangt eine Vollkommenheit von ihnen, die an einem

einem menschlichen Wesen gar nicht statt finden kann. Man will haben, daß sie lauter gute Eigenschaften, lauter Tugenden besitzen, daß sie in keiner Sache irren, sich keine Ausschweifung erlauben, daß sie nur immer das Weiseste, das Beste thun und jederzeit das Wohl und das Vergnügen ihrer Unterthanen ihren eigenem vorziehen sollen. Eine solche Forderung ist in der That unbillig und vernünftige Leute werden dergleichen gewiß nicht äussern.

Freilich sind Regenten sehr wichtige Personen und ihre Unterthanen können mit Recht verlangen, daß sie solche Fähigkeiten und Eigenschaften besitzen, die sie zu dem wichtigen Amte, das sie bekleiden, qualificiren; sie können mit Recht verlangen, daß sich diejenigen, die sie beherrschen und regieren, denen sie so große Vorzüge zugestehen und mit Ehrfurcht und Unterwürfigkeit begegnen müssen, durch innerlichen Werth und Güte vor Andern auszeichnen und daß sie also solche große Vorzüge nicht Personen zugestehen, die ihnen an innerm Gehalt gleich sind, oder wohl gar nachstehen müssen. Allein ihre Forderun-

gen dürfen sich nicht auf eine übermenschliche Vollkommenheit erstrecken; unvollkommene Unterthanen können unmöglich vollkommene Regenten verlangen; auch gekrönte Häupter sind Menschen und also auch menschlichen Schwachheiten und Fehlern unterworffen. Kommen sie nur mit der Sonne in Ansehung ihrer wohlthätigen Wirkungen überein; dann mögen sie ihr in Ansehung der Flecken, die wir an dieser bemerken, immer auch ähnlich seyn!

Durst,

Durst. Schwelgerey. Labsal.

Wenn wir uns die Idee eines Bechers in Verbindung mit der Idee eines Königs denken und über diese verbundenen Ideen Betrachtungen anstellen und von ihnen allerley Wahrheiten abstrahiren sollen, so werden wir vorzüglich auf das gebracht, was obige drey Worte bezeichnen. Durst, Schwelgerey, Labsal — Dinge, die, so verschieden sie auch von einander sind, doch sehr leicht gewissermassen in Verbindung mit einander gebracht werden können. Wir werden sie hier einzeln durchgehen und von einem jeden das erwähnen, was zu unserer Absicht paßt, die wir mit diesem Büchlein haben.

Der Durst an und vor sich selbst in der eigentlichen Bedeutung dieses Worts ist etwas bekanntes und wir haben nicht nöthig, hier mit grossen und weitläuftigen Erläuterungen und Beschreibungen desselben anzuheben oder über denselben eine scharfsinnige Untersuchung anzustellen, so gewiß es auch ist, daß wir hierüber manches Wichtige und Lehrreiche sagen könnten. Wir haben hier unser Augenmerk nicht sowohl überhaupt auf Menschen, sondern vorzüglich nur auf Könige, auf Regenten gerichtet, wir können uns also auch nicht auf den gewöhnlichen natürlichen Menschendurst einlassen, sondern wir müssen uns nur auf den eigentlichen Königsdurst einschränken.

Könige sind, wie wir schon mehreremale erwähnt haben, auch Menschen; eine Wahrheit, die auch ohne unsere Erinnerung niemand bezweifeln würde. Königen ist also auch der gewöhnliche Menschendurst eigen, sie befriedigen diesen wie andere Menschen, sie nehmen nemlich Flüssigkeiten zu sich; und wenn hier ja eine Verschiedenheit statt findet, so

beruht

beruht sie blos auf der Beschaffenheit der Flüssigkeiten, und des Gefässes, durch welches diese Flüssigkeiten in den Mund und von da in den Magen gebracht werden. Bey Königen macht die Befriedigung ihres natürlichen Durstes weit mehr Umstände und Kosten als wie gewöhnlich bey andern Menschen. Sie trinken aus kostbaren Gefäßen, besolden Mundschenke und Kellerer, die ihnen dieselben füllen und darreichen, und wenn sie auch solche Flüssigkeiten, die wenig kosten oder gar umsonst zu haben sind, zu sich nehmen, so verursacht dieses doch viel mehr Umstände und Kosten als bey Andern. Alles dieses aber kommt hier nicht in Betrachtung; es ist nur Sache der Könige in so ferne sie Menschen sind.

Es giebt eine Krankheit der Könige, die sich in einem gewissen Durst äußert, und diesen verstehen wir unter dem Königsdurst. Nicht alle Könige leiden an dieser Krankheit, also auch nicht alle werden von diesem Durst geplagt. Er besteht in einer Sehnsucht nach eitler Ehre, nach Vergrösserung, in einem

nem heftigen Verlangen nach Eroberungen, nach Vermehrung seiner Macht. Es geht den Hohen der Erde wie leider allen Menschen. Sie lassen sich nemlich sehr oft vom Wahn, von irrigen Meynungen und Vorstellungen beherrschen. Sie halten Dinge für wahr, für recht und gut, die nichtsweniger als dieses sind, und werden dadurch also auch zu verkehrten, zu unrechten Handlungen und Unternehmungen verleitet. Und so kommt es denn nicht selten so weit, daß sie just das Gegentheil von dem sind, was sie eigentlich seyn sollten. Statt Väter, Beglücker, Wohlthäter zu seyn, werden sie Despoten, Tyrannen; statt sich ihren Unterthanen aufzuopfern, zwingen sie diese vielmehr, daß sie sich ihnen aufopfern; statt die Ursachen von Ruhe und Frieden zu seyn, sind sie Ursachen von Kriegen und Streitigkeiten; statt Recht und Gerechtigkeit zu handhaben, des Landes Flor und Wohlstand zu bewirken, allerley gute öffentliche Anstalten zu treffen, zu erhalten, zu befördern, mit einem Wort statt ihr wichtiges Regentenamt gehörig zu verwalten, ziehen sie auf Eroberungen aus, denken sie auf Befriedigung ihres

res Stolzes, ihrer Ruhmsucht, auf Vermehrung ihrer Macht, auf Vergrösserung ihres Gebiets.

Eroberungssucht, Länderdurst, Streben, Verlangen nach eitler Ehre und Größe sind Symptome einer sehr traurigen und gefährlichen Monarchenkrankheit. Sie haben den stärksten Einfluß nicht nur auf das Wohl eines solchen Patienten selbst, sondern auch auf die Ruhe und das Wohl aller derer, die unter dem Scepter desselben leben. Es ist eine ausgemachte Wahrheit, die alle Erfahrung für sich hat, daß es für Regenten und Unterthanen desto besser und heilsamer sey, je kleiner der Staat ist, den sie ausmachen, je mehr derselbe blos einer großen Familie gleicht, bey welcher der Regent die Stelle des Hausvaters vertritt. So viele und große Pflichten er auch dann noch als Oberhaupt eines solchen kleinen Staats hat, so stehen sie doch mit der ganz ungeheuern Pflichtenlast eines Monarchen von einem großen, weitläuftigen Reiche in gar keinem Verhältnisse; er kann sie also auch weit eher erfüllen, und die wohlthätigen Wirkungen seiner weisen und zweckmäßigen Thätigkeit können sich weit eher und besser

auch

auch auf einzelne Individuen verbreiten. Wenn jener bey dem unermüdetsten Eifer, bey dem besten Willen, seinen Regentenberuf auszuüben, kaum im Stande ist, nur die allergrößten Ungerechtigkeiten und Bedrückungen zu verhüten, nur die allernöthigsten Anstalten für öffentliche Ruhe, Ordnung und Wohlfahrt zu treffen, nur den kleinsten Theil von den Klagen und Bitten zu hören, die er alle hören sollte, so kann dieser in dem weit engern Wirkungskreiß, den er vor sich hat, nicht nur jeder Hauptsache gehörig seine Aufmerksamkeit widmen, sondern auch seine Sorgfalt auf Kleinigkeiten ausdehnen, kann viel eher, wenn er anders nur will, alles mit eigenen Augen sehen, alles mit eigenen Ohren hören, kann sich weit eher jedem einzelnen Theile des kleinen Ganzen als Vater, als Wohlthäter, als Beschützer, als Freund und Helfer bezeigen. Er kann weit eher zu sich selbst kommen, und sein Leben kann mit weit weniger Unruhe, mit weit wenigerm Getümmel, mit weit weniger geräuschvoller Betäubung verbunden seyn. Er kann weit froher, ruhiger und glücklicher leben, ruhiger und sanfter

sier-

sterben; er hat nicht so viel zu verantworten und keine so große Rechenschaft vor dem König aller Könige abzulegen. (c)

Durst nach Eroberungen macht also denjenigen, in dessen Herzen er brennt, unglücklich, raubt ihm Ruhe und Zufriedenheit, raubt ihm einen frohen Genuß seines Erdenglücks: allein das ist noch nicht alles; leider hat ein solcher Eroberungsdurst auch einen traurigen Einfluß auf viele tausend andere Menschen, auch die Unterthanen eines Eroberers sind unglücklich. Nicht genug, daß er sie vernachläßigt, daß er seine Regierung andern überläßt, und wenig oder gar keine von seinen eigentlichen Regentenpflichten erfüllt, nicht genug, daß er die Hauptsache ganz beyseite sezt, und seine Aufmerksamkeit auf fremde Dinge richtet, so zwingt er auch viele seiner Unterthanen, ihm zur Erreichung seiner unrechtmäßigen Absichten behülflich zu seyn: denn er allein kann doch nicht auf Eroberungen ausziehen; so sehen sich seine Unterthanen nicht nur beständig in schädliche, ganz unnöthige Kriege verwickelt, sondern viele derselben müssen auch ihre Ruhe, ihre

Gesund-

Gesundheit, ihr Hab und Gut, ihr Leben seinen unrechtmäßigen Absichten aufopfern.

In unsern Augen ist der Ruhm eines Kriegers, eines Helden, eines Eroberers, von welchem oft alle Zeitungen ertönen, und den niedrige Speichellecker oder andere kurzsichtige Menschen bis an die Sterne erheben, nicht groß; und der Name eines Ruhe und Frieden liebenden Landesvaters, der im Stillen seine wichtigen Vaterpflichten erfüllt, und die Seinigen in Ruhe und Frieden zu erhalten sucht, der lieber fleißige Arbeiter als manövrirende Soldaten sieht, der, wenn er ja auf Eroberungen bedacht ist, lieber Herzen als Festungen und Provinzen erobert, der Name eines solchen, ist uns, und wenn er auch keine einzige Schlacht gewonnen hätte, weit unvergeßlicher, weit tiefer ins Herz geprägt, als der Name eines Alexanders, eines Cäsars.

Durst nach Helden- und Siegerruhm, Eroberungs- und Länderdurst ist auch schon an und vor sich selbst etwas verabscheuungswürdiges — ein wahres, ein großes Uebel: denn er kann nur mit Blut, mit Menschenthränen und Menschenblut gelöscht —

doch

doch, was sage ich, gelöscht? er kann gar nicht gelöscht werden. Er ist unersättlich. Er verschlingt Ströhme von Thränen und Blut und bleibt doch noch immer brennender Durst, ja er wird vielmehr immer heißer, immer größer. Ein Eroberer kommt nie zur Ruhe, nie zur Zufriedenheit; er bleibt immer noch durstig nach Erde, wenn auch der Umfang seines Gebiets mehrere hundert Quadratmeilen beträgt, ja wenn er ganze Welttheile besäße. Und wäre er Alleinherrscher aller Menschen, hätte er sich den ganzen Erdkreiß unterworfen, er würde immer noch dursten, würde vielleicht thöricht genug seyn, seine Eroberungsabsichten auf einen der nächsten Planeten zu richten. Die Geschichte würde gewiß das, was wir hier behaupten, mit Beyspielen bestätigen, wenn nicht auch die glücklichsten Eroberer die Nichtigkeit und Veränderlichkeit der Dinge unter der Sonne an sich erfahren hätten, und wenn nicht zu einem solchen Beginnen, zu einer völligen Besiegung des ganzen Erdbodens mehr als menschliche Kräfte, mehr als ein menschliches Lebensalter erfordert würde. (d)

Doch das Zeichen des Bechers bringt uns auch auf eine andere Krankheit der Erdengötter, die wir aber zu unserer Freude immer seltener werden sehen.

Der Mensch hat, wie hinlänglich bekannt ist, einen Körper, der wie jeder andere Thier- und Pflanzenkörper beständig gewisse Theilchen von sich verliert; diese verlornen Theile müssen also, wenn der ganze Körper nicht nach und nach verschwinden, sondern beym Leben erhalten werden soll, immer durch andere wieder ersezt werden. Dieses geschiehet durchs Essen und Trinken. Und damit dieses thierische, zur Erhaltung der körperlichen Maschine nothwendige Geschäfte von dem Menschen gerne verrichtet wird, und ihm gleichsam zu einem täglichen Vergnügen dient, so hat es der Schöpfer so eingerichtet, daß die Verrichtung desselben für den Menschen mit einem gewissen Wohlbehagen, mit angenehmen Empfindungen verbunden ist.

Der Mensch soll aber nicht deswegen essen und trinken, weil ihm dieses angenehme Empfindungen verursacht, sondern er soll es thun, um seinen Hunger und Durst zu stillen, um seinen Körper zu erhalten,

halten, um ihm Kräfte zu einer nützlichen Thätigkeit zu geben. Allein auch hierin weichen leider sehr viele Menschen von der Ordnung der Natur ab. Kitzel der Sinne ist ihr höchstes Gut; sie essen und trinken nicht, um zu leben, sondern sie leben, um zu essen und zu trinken, sie machen nach dem Ausdruck der Bibel den Bauch zu ihrem Gott, sie schwelgen, verschwenden an ihrem Gaumen und Magen, Zeit, Kräfte und Geld.

Eigentlich bedarf ein menschlicher Körper, er sey übrigens in Purpur, oder in Lumpen gehüllt, sehr wenig zu seiner Erhaltung. Sehr wenige und einfache Nahrungsmittel können diese Maschine in Gang und für die thätige Seele brauchbar erhalten. Nach Beweisen hievon darf man sich nicht lange umsehen. Man findet nicht nur, wenn auch nicht allzuhäufig, doch noch hier und da einen, der freiwillig seinen Leib kasteyet und sich Hunger und Durst mit Wasser und weniger geringer Kost vertreibt, sondern es giebt auch, wie bekannt, sehr viele, die aus Armuth mit Wenigem vorlieb nehmen müssen; und gleichwohl wird ihre körperliche Maschine so wenig

dadurch zerrüttet, daß sie sich vielmehr recht wohl dabey befindet. Der Kopf ist leicht und aufgelegt, die Augen sehen scharf, die Ohren hören leise, das Herz pocht ruhig, der Magen verdaut gut, Beine und Füsse sind stark, und können sich gut fortbewegen, da dieß hingegen bey denen, die bey vollen Schüsseln ihren Gaumen kitzeln, und ihren Magen überladen, gewöhnlich der Fall nicht ist.

Schwelgerey, Uebermaas in Speise und Trank, hat sehr nachtheilige Folgen. Der Mensch wird dadurch immer sinnlicher, immer thierischer; er vermehrt sich zu seiner größten Plage seine Bedürfnisse ungemein, wird elender Sclave seiner Sinne, seine ganze körperliche Maschine leidet dadurch und wird nach und nach zerrüttet und selbst auf den edelsten Theil des menschlichen Wesens hat es den traurigsten Einfluß. Die Wirkungen der Seele werden gehemmt, und ihre Kräfte geschwächt, es erfolgen Blödsinn und Geistesschwäche, und aus dem denkenden Menschen wird nach und nach blos eine vegetirende Pflanze.

Schwel-

Schwelgerey ist also jedem Menschen an und für sich selbst, blos als menschliches Individuum betrachtet, höchst nachtheilig. Allein dieser Nachtheil steht mit der Lage und Umständen, in welchen sich derjenige befindet, der sich ihr ergiebt, in Verhältniß. Je wichtiger und bedeutender diese sind, desto größer, desto trauriger ist er auch. Der schwelgende Privatmann wird sich und Andern mehr oder weniger schaden, je nachdem sein Wirkungskreis groß oder klein ist; allein so groß auch dieser Schade seyn mag, so kömmt er doch demjenigen bey weitem nicht bey, den ein schwelgender Regent verursacht. Die Krankheit, von der wir hier sprechen, hat also schon als bloß menschliche Krankheit betrachtet, traurige Folgen; aber wenn sie zur Königskrankheit wird, dann sind ihre Folgen höchst beweinenswürdig. Leider liegt im gegenwärtigen Königswesen sehr viel Stoff zu dieser Krankheit. Der Wahn, als ob man auf den Thronen nur genießen und jeden seiner Sinne auf alle Art und Weise kitzeln dürfe, schleicht sich sehr leicht wie überzuckertes Gift in das Herz, und wird, wo er einmal Platz gefunden hat, immer

größer und fester. Man betrachtet vom Thron herab so gerne alles als wirkliches Eigenthum, wähnt als ob es nur um seinetwillen da wäre, und man es nach Belieben anwenden und gebrauchen könne. Man hält nicht selten öffentliche Schätze für Privateigenthum, und wendet also auch dieselben, indem die dringendsten Bedürfnisse des Staats unbefriedigt bleiben, nach seinem Belieben an. (e) Vereinigt sich demnach in einem gekrönten Subjekt dieser Wahn mit der Krankheit, von welcher hier die Rede ist, so steigt diese zu einem fürchterlichen Grad, und wird für Land und Leute allgemein traurig und schädlich. Das Uebel, das hieraus entspringt, ist so groß, daß uns, wenn wir es schildern wollten, die Augen übergehen und die Hände zittern, und wir durch eine ausführliche Beschreibung desselben jeden nicht ganz kalten Leser mit Schaudern und Entsetzen erfüllen würden. Aus Schonung für uns und unsere Leser lassen wir uns also hier in kein näheres Detail ein, so wie uns auch überhaupt der eingeschränkte Plan dieser Blätter jede Weitläuftigkeit verbietet.

Es giebt eigentlich zweyerley gesalbte Patienten dieser Art. Entweder sie schwelgen selbst mit, oder sie leben für ihre eigene Person mäßig, geben aber große volle Tafeln, und lassen Andere daran schwelgen. In ersterm Fall scheint zwar diese Krankheit viel heftiger zu seyn als in lezterm; allein sie bleibt doch auch in diesem wirkliche Krankheit, die einen höchst nachtheiligen Einfluß aufs Ganze hat. Eine Menge größtentheils ganz unnützer Bauchdiener, die die gröbste Abgötterey mit ihren Sinnen treiben, schwelgen in Sauß und Brauß, verschlingen das Mark, währenddem tausend Andere weit nüzlichere Menschen hungrig an dürren Knochen nagen; überladen und kitzeln sich mit Leckerbissen, überschwemmen ihren Magen mit dem stärkendsten, kostbarsten Getränke, indem so viele Andere sich im Schweiße ihres Angesichts kaum mit trocknem Brode sättigen und mit keinem andern Labetrunk stärken und erquicken können, als den ihnen ihre Wasserquelle gewährt. (f)

„Um einen Thron herum kann es nun aber doch einmal nicht so armselig und dürftig hergehen wie

in einer Hütte? da muß doch wohl Ueberfluß und Wohlleben herrschen? In Palläſten der Gekrönten muß es volle Tafeln, volle Küchen und Keller geben?"

Wir antworten auf diese Fragen, die wir uns von diesem und jenem im Geiste zuruffen hören, das alte bekannte Sprichwort: Ordnung erhält die Welt. Aus dieser unserer Antwort ersiehet man sattsam, daß wir nichts weniger als gewisse Schwindeleyen im Kopfe haben, nach welchen man so gerne die gegenwärtige Welt in eine ganz verkehrte umformen möchte. Wir halten vielmehr in allen Dingen sehr viel auf eine vernünftige Ordnung und haben nicht das Geringste dawider, wenn es auf königlichen Tafeln, in königlichen Küchen und Kellern anders aussieht, als auf den Tafeln und in den Küchen und Kellern anderer Menschen, die Gott nicht zum Regieren, sondern zum Gehorchen gebohren werden ließ. Bey Königen muß Ueberfluß herrschen, die Natur der Sache bringts so mit sich. Allein dieser Ueberfluß, dieser Reichthum an allem, was zum Frohseyn, zur irdischen Glückseligkeit gehört, ist nicht deswegen da,

um

um ihn zu verschwelgen, um eine Anzahl unnützer Leute damit zu mästen, die sich zu einem immerwährenden Kitzel ihrer Sinne privilegirt zu seyn glauben.

O ihr Kronenträger! wie erfreulich, wie gut ist Reichthum und Ueberfluß für euch! ihr könnt ihn auf das Beste, auf das Beglückendste anwenden! Ihr seyd ja Väter, Väter von so vielen, von Millionen Kindern, die ihr alle froh und zufrieden und glücklich machen sollt. Ach! unter diesen euern Kindern befinden sich immer so viele Traurige, so viele Unzufriedene, so viele Nothleidende und Dürftige, so wenig Glückliche! O wie gut, wie vortreflich kommt euch da euer Reichthum, euer Ueberfluß zu statten! wie viel Gutes könnt ihr damit thun! Wie? ein Vater sollte den Ueberfluß, der ihm blos zur Beglückung seiner Kinder zu Theil ward, an elende Schmeichler, an unnütze Müßiggänger verschwenden, währenddem viele seiner Kinder im Schweisse ihres Angesichts Noth leiden müssen, bey aller Mühe und Arbeit kaum die allerdringendsten ihrer Bedürfnisse befriedigen können? Seht dort den un-

würdigen, von euch begünstigten feisten Schmeichler, wie er sich, an euern vollen mit Leckerbissen besetzten Tafeln gesättigt, falsch lächelnd das Maul wischt und den angefüllten Wanst streichelt; seht wie er sich taumelnd erhebt und bey kaum befriedigten Gaumen nun schon nach einer andern Art von sinnlichem Kitzel jagt, wie er unbekümmert, ob der übrige Theil seiner Mitmenschen winselt oder jauchzt, weint oder lacht, von Wollüsten zu Wollüsten eilt, wie er blos verzehrt und nichts erwirbt, wie er immerwährenden Genuß für alle seine Sinne verlangt, seht ihn diesen Unwürdigen, wie er unter eurer Begünstigung so viel Gutes, so große Vorzüge genießt und doch so wenig zum allgemeinen Besten beyträgt; blickt dann auch hin auf den großen Haufen eurer Kinder, seht wie so manche derselben weinen, darben und hungern müssen, wie so manche derselben mit unverdientem Unglück, mit unverschuldeter Noth kämpfen und von häuslicher Plage und allgemeiner Bürde niedergedrückt vergeblich nach Stärkung und Erquickung, nach einem Labetrunk schmachten, wie da so mancher niederer Beamter, bey den drückend-

sten

sten Lasten ununterbrochener Arbeiten, die seine Kräfte erschöpfen, seinen Geist ermatten, weit entfernt sich an einem guten Bissen, an einem stärkenden Trunke laben zu können, sich und die Seinigen kaum vor dem Hungerstod schützen kann, wie so mancher Verdienstvolle darben, so mancher Rechtschaffene, selbst nach getragener Tages Last und Hitze, seinen kümmerlichen schwarzen Bissen Brod mit Thränen netzen muß, seht wie ihr da oft mit einer Kleinigkeit beglücken, euch durch ein Weniges die innigste Liebe, den heissesten Dank erwerben könntet, währenddem jene Schwelger bey den größten Vorzügen und Begünstigungen, die ihr ihnen angedeihen lasset, kalt und lieblos gegen euch bleiben und ganze Länder verschlingen, ohne zufrieden, ohne gesättigt zu werden — blickt hin auf diese und jene, und ihr müßtet todtkranke Patienten seyn, wenn euch diese Blicke nicht heilen, nicht gänzlich zur Genesung von dieser traurigen Krankheit bringen sollten.

Es giebt ein vortreffliches, ein höchst seliges Geschäfte, ein Geschäfte, das Menschen zu Engeln erhebt,

hebt, das der Edle im Stillen treibt, und so mancher Menschenfreund gerne im vollsten Maase ausüben möchte, wenn nur anders auch immer seine Kräfte seinen heissesten Wünschen mehr entsprächen. Labung, Labung ist es — Labung — ein Wort, das schon so lieblich klingt, und dessen Bedeutung so schön, so ganz vortreflich ist. (g) Labung armer, schmachtender, hülfloser, unglücklicher, weinender Menschen! welch eine erhabene Beschäftigung! wie glücklich ist derjenige, der sie ausüben kann! O ihr Gekrönten! es ist auch ein Theil euers wichtigen Königsberufs! die Erfüllung desselben macht euch wirklich zu Erdengöttern; laßt euch ja nicht durch Täuschung, durch Schmeicheley davon abhalten. Wenn auch in der Nähe um euch herum alles lächelt und jauchzt, wenn auch in euern Pallästen Pracht und Glanz, Wohlleben und Ueberfluß herrscht; ach! es ist nicht überall in eurem ganzen Lande so! Viele Tausende seufzen und weinen, seufzen und weinen über verkannte und gekränkte Unschuld, über Verfolgungen, über Ungerechtigkeit und Härte, über unverschuldetes Elend und Unglück, über Mangel

und

und Armuth, viele Tausende seufzen und schmachten, schmachten nach Trost, nach Hülfe, nach Erquickung und Labsal. Wenn ihr auch nicht alle Unzufriedene zufrieden, nicht alle Traurige fröhlich, nicht alle Unglückliche glücklich machen, wenn ihr auch nicht alle Noth, nicht alles Elend aus euerm Lande vertilgen, nicht alle Hungrige sättigen, nicht alle Schmachtende erquicken könnt, o so könnt ihr doch viel, sehr viel thun. Es ist auch hierzu nicht eben der Aufwand von großen Summen, von langer Zeit und vielen Kräften nöthig; sehr oft könnt ihr mit einer wahren Kleinigkeit viel ausrichten. Eine für euch ganz gleichgültige, unbedeutende Sache kann für Andere nicht selten Hülfe, Labsal und Erquickung seyn. Dort schleicht der schwitzende Arbeiter von drückenden Bürden niedergebeugt, von der hartherzigen Behandlung unfreundlicher, gefühlloser Beamten niedergeschlagen, von euern schwelgenden Günstlingen verachtet, mit den rückständigen Abgaben in der Hand, seufzend auf euere Residenz zu — lächelt ihn an, und dieses euer Lächeln wird Erquickung, wird Labsal für ihn, wird

ihn

ihn mit seinem traurigen Schicksal auf einige Zeit wieder aussöhnen, ihn die Kränkungen vergessen machen, zu neuer Arbeit, zur Erduldung neuer Plagen und Bürden stärken, zufriedner und vergnügt wird er zurückkommen und seinen Nachbaren die Gnade und Herablassung des Landesvaters preisen, der ihn eines freundlichen Grußes, eines huldvollen Lächeln würdigte. Hier sinkt ein abgelebter Greis, dessen arbeitende Hände sein einziges, ihn ernährendes Capital sind, nach getragener Tages Last und Hitze müde und abgemattet vor euerm Pallaste nieder; seht wie seine schwarzen Hände zittern, wie seine trockne Zunge nach einem stärkenden Labetrunk lechzt; schon lange baute er die Erde und noch zog die Sonne keinen erquickenden Nebensaft aus derselben für ihn; wollt ihr eine große, eine Freuden- und Dankthräne seinem Auge entzittern sehen, so laßt euern goldnen Becher aus euern vollen Kellern füllen und reicht ihm den Labetrunk selbst, drückt ihm freundlich die schwarze, auch für euch so wohlthätige Hand und sprecht: hier, würdiger Greis, hier giebt es für dich und deinesgleichen Erquickung

und

und Labsal! komm, so oft du dergleichen bedarfst, so oft deine Zunge nach Erquickungen lechzt, und labe dich hier.

Solche Handlungen sind die kostbarsten Perlen und Edelsteine, die euern Becher mehr zieren, und ihm einen größern Werth geben, als wenn Millionen Brillanten an ihm prangen, deren jeder den Werth eines Königreichs hätte. Jeder Trunk aus einem so kostbaren Becher wird euch dann doppelt stärkend und erquickend seyn! und einst, wenn eure Zunge lechzt, wird euch auch, eine wohlthätige Hand ein Labsal reichen! —

(h)

Regnorum magnis fallax
Fortuna bonis, in praecipiti,
Dubioque nimis excelsa loco.
Nunquam placidam sceptra quietem,
Certumne sui tenuere diem.
Alia ex aliis cura fatigat,
Vexatque animos nova tempestas.
Furit alternos volvere fluctus.

Personen.

Moar, König. Hugo Leibarzt.
Mirson, Kronpr. Grose des Reichs.
Azir, Geh. Rath. Volk.

Schlafzimmer des Königs.

(König Moar liegt mit offenen Augen auf einem Sofa; sein Angesicht ist blaß und abgezehrt und Spu-

ren

ren des Kummers sind auf demselben sichtbar. In einiger Entfernung sizt der geheime Rath Azir in einem Armstuhl und liest. Ein einziges Wachslicht erleuchtet das Zimmer. Es ist Mitternacht.)

König. (für sich, nach langer Stille, mit matter schwacher Stimme) Still wie in der Todtengruft! — nur noch der matte Pulsschlag — dort hört auch dieser auf. Euch, ihr abgezehrten, entkräfteten Glieder, erwartet nun bald immerwährende Stille, ununterbrochene Ruhe. Aber der Geist, der Geist — — (tief heraus seufzend) wird auch dieser Stille und Ruhe finden? (nach einer Pause) Ach! ist es doch so schwer als König zu leben und (seufzt wieder) so gar schwer, als König zu sterben!

Azir (richtet sich in die Höhe und blickt aufs Sofa hin) Hat noch immer kein sanfter Schlaf die Augen meines Königs geschlossen? Ach! Moar! wie gerne wollte ich wachen, könnte ich nur dir Schlaf und Ruhe verschaffen! (leise für sich, mit gen Himmel gerichtetem Blick) für diesen Patienten sollte es keine schlaflose Nächte geben!

König. (der die lezten Worte vernimmt — lächelnd) Azir, weißt du nicht mehr, wer der Kranke ist, bey dem du wachst?

Azir. Der Schmerz, dich leiden zu sehen, hat mich nicht aller Besinnungskraft beraubt; noch weiß ich, daß du Moar, mein König bist.

König. (mit Nachdruck) Könige sind der schlaflosen Nächte schon gewohnt! Es giebt dergleichen für sie schon so viel in gesunden Tagen, wie könnten sie dann auf Ruhe und Schlaf hoffen, wann der große Weltenrichter zum Gerichte winkt?

(Beyde schweigen eine Zeit lang; Azir scheint durch die lezte Aeusserung des Königs in eine ernste tiefe Betrachtung versunken zu seyn; Moar liegt still auf seinem Ruhebette, sein Blick verräth innerliche Unruhe und Kampf. Die Fieberhitze vermehrt sich und er fängt endlich an zu phantasiren.)

Da stehen sie zu Tausenden — und träufeln ihre Thränen auf mich — Ha! fort mit euch, eure Thränen brennen schrecklich! siedendes Oel muß aus euren Augen rinnen!

(weh-

(wehmüthig freundlich) Es ist euch unrecht geschehen? — ihr sehntet euch nach der Hülfe euers Vaters — und sie kam nicht — und ihr mußtet weinen, mußtet verderben, verzweifeln — — (laut und heftig) auf! helft! helft diesen Unglücklichen, daß sie aufhören zu weinen: denn ihre Thränen brennen — brennen fürchterlich! — (ist eine Zeit lang stille und fährt dann wieder fort)

Was sind das für Jammergestalten, die so angstvoll um mich herum die Hände ringen? wer jene dort, die mir so fürchterlich drohen? — Weg mit ihnen! ihr Anblick zerreißt mir das Herz! — Ach! ich habe es gut mit euch gemeynt! Schreckliche Täuschung! — ich hielt euch für glücklich! (seufzt und schweigt — endlich mit zitternder Stimme) Du mein Richter? — mit der fürchterlichen, alles entscheidenden Waage? — In die eine Schale meine Pflichten und in die andere meinen Ernst, mein Bestreben, sie zu erfüllen — (erschrickt plötzlich heftig und indem er wieder zu sich kommt) ist jemand zugegen?

Azir (der mit sichtbarer Rührung dem König zugehört hat, nähert sich) Rede, dein Diener Azir höret deine Stimme!

König (besinnt sich) Ja, ja, Azir! du bist da! — Ich glaubte mich allein.

Azir. Nur einen Wink, wenn du dieses zu seyn wünschest.

König. Bleibe, Azir! am Sterbebette deines Königs wirst du Erfahrungen sammeln, womit du meinem Nachfolger und meinem ganzen Lande sehr viel nützen kannst.

Azir. Wenn nur mein Daseyn auch dir mehr nützte: wenn dir meine Hand ein recht erquickendes Labsal zu reichen, mein Mund einen recht stärkenden Trost zu zusprechen, vermöchte!

König (mit einem Händedruck) Hast du Langeweile?

Azir. Die hatte ich nie in der Gegenwart meines Königs.

König (lächelnd) Unsere Unterhaltung stockt aber bisweilen.

Azir (auf das Buch zeigend) Dann finde ich hier Zeitvertreib.

König. Willst du mich nicht auch Theil daran nehmen lassen?

Azir. O wie gerne! wenn es meinem König beliebt. (liest laut)

„Ruhig und sanft entschlummert der gute, rechtschaffene Vater in den Armen seiner Kinder nach vollbrachtem Tagewerk. Ihm bangt nicht vor dem nahen Tag der Rechenschaft; denn diesen wichtigen Tag hatte er stets vor Augen, lange schon war er auf seine Erscheinung gefaßt. Schwer war sein Tagewerk, groß und wichtig waren seine Pflichten; aber auch groß war sein Ernst, sein Bestreben, sie zu erfüllen. Er hat keines seiner Kinder unglücklich gemacht, keins derselben vernachläßigt, er suchte allen Vater zu seyn. Wohl ihm, die Stunde seines Gerichts ist nun keine Stunde des Schreckens, keine Stunde der Glutangst für ihn! Auf! alle, die ihr Väter heißet, sucht eben so zu leben, um eben so sterben zu können!“

(Der König ist eingeschlafen; Azir wird es gewahr, begiebt sich auf seinen Stuhl und lieset still für sich fort)

Zimmer des Königs.

(Es ist früh Morgens; der König sitzt nachdenkend auf seinem Armstuhl; Hugo der Leibarzt tritt ein, nahet sich dem König, und fühlt ihm an Puls)

König. (den Leibarzt bedenklich anblickend) Nicht wahr? der letzte Pulsschlag ist nahe?

Hugo. (zuckt die Achseln) O daß ich ihn recht weit entfernen könnte!

König. Und wenn Du es auch könntest, du würdest dadurch keinen meiner Wünsche erfüllen. Demjenigen, der viele Jahre auf dem schwersten, unruhvollsten, ermüdendsten Posten stand, kann man es nicht verdenken, wenn er sich nach Ruhe sehnt. Ich habe nun die drückende Last einer Krone dreyßig Jahre getragen; der Feyerabend ist mir willkommen. (Blickt ihm getrost ins Auge) Er ist also auch nahe?

Hugo. Du wirst nicht lange mehr auf ihn warten dürfen.

König. (nach einigem Nachdenken) Ich fühle mich heute stark und heiter genug, um das zu beginnen, was ich noch vollenden muß, wenn ich mit einem ruhigen Herzen von diesem Schauplatz abtreten will. (besinnt sich wieder) Gehe, Hugo, und bring diese Nachricht meinem Sohn; sag es ihm, daß ich nur noch einen Schritt ins Grab habe, und daß, ehe ich diesen thue, ich mich gerne noch einmal öffentlich mit ihm unterhalten möchte. In zwey Stunden wird er mich und alle die, die ich bey mir haben will, im Audienzzimmer finden.

(Hugo ab.)

Audienzzimmer.

(In der Mitte sieht ein Thron, worauf sich Krone und Scepter befinden; über demselben hängt eine kleine Waage. Um den Thron herum stehen die Großen des Reichs, vor demselben sitzt der kranke König und in einer kleinen Entfernung von ihm der Kronprinz.)

König. Mein Sohn, ich habe dir noch einige wichtige Worte zu sagen, und es wird nun Zeit, daß ich es thue: denn bald wird sich mein Mund auf immer schließen. Diese Worte sollen auch diejenigen hören, die mir bisher meine so schwere Bürde tragen halfen, und sie nun auch dir, da ich sie bald auf deine Schultern legen werde, tragen helfen sollen. — Noch wenige Tage — und du besteigest den Thron, auf welchem die Haare deines Vaters so frühe grauten. (eine große Thräne entzittert seinem Auge) Ach mein theurer Sohn! könnte ich dir doch ein besseres, ein leichteres Loos bereiten! Es steht nicht in meiner Macht. Ich bin zwar dein Vater; aber ich bin auch Vater mehrerer Millionen mir anvertrauten Kinder; diese müssen einen andern Vater haben: du mußt, du willst es werden! die Pflichtenlast, die dir dadurch aufgelegt wird, ist fürchterlich groß, ist ganz unerträglich, wenn nicht mehrere rechtschaffene und fähige Männer ihre Kräfte mit den deinigen vereinigen. Du wirst König — und ein glücklicher König — ach! welch eine Seltenheit ist dieses in der Menschenwelt! Thoren werden dich

benei-

beneiden, Vernünftige aber bemitleiden. Freilich haben Throne viel Blendendes; ihre Aussenseite ist voll Reiz für die kurzsichtigen, am Scheine hangenden Sterblichen. Könige sind Erdengötter, weit sind sie über alle andere Menschen erhaben, hoch ragen sie über dieselben hinaus. Große Macht und Gewalt ruht in ihrer Hand; sie gebieten, und ganze Völker gehorchen; ihr Wink ist für Tausende Befehl. Vor ihrem Blick muß sich Elend und Jammer verbergen, nur das was ihr Auge ergötzet, und ihre Sinne kitzelt, wird ihnen nahe gebracht. Sie besitzen Mittel, sich ein immerwährendes sinnliches Wohlleben, alle Arten von Vergnügungen und Ergötzlichkeiten zu verschaffen, und lauter Glanz und Pracht ist um sie herum. Ihr Auge sieht lauter freundliche, lächelnde Gesichter, ihr Ohr hört lauter Wohlklang, lauter Beyfall und Lob. Volle Tafeln, mit den ausgesuchtesten Leckerbissen stehen für sie bereit, und auch ihre lüsternsten Wünsche sehen sie immer erfüllt. Ohne zu erwerben, können sie verzehren, und ohne eine mühsame Vorbereitung ist für sie beständiger Genuß da. Es ist als ob die

Sonne nur für sie schiene, als ob Millionen andere Menschen und Geschöpfe nur um ihrentwillen da wären. Alle andere scheinen Nullen zu seyn, und es kommt nur auf sie an, was für einen Werth sie ihnen zu geben belieben. —

Könige sind also doch wohl beneidenswerth? sind doch wohl die Glücklichsten? sie stehen sonach doch wohl auf der höchsten Stufe menschlicher Glückseligkeit? ihr Leben ist ein beständiger Himmel? Der Kurzsichtige, der Verblendete hält es dafür! auch ich that es einst, mein Blick blieb blos an dieser schönen, glänzenden, aber falschen Aussenseite kleben, und drang nicht in das Wahre, in das Eigentliche ein. Du bist König, dachte ich, und dieses Bewußtseyn, die Vorstellung meines übergroßen Glücks versetzte mich in einen entzückungsvollen Taumel, der meinen Kopf immer mehr benebelte, meine Augen immer mehr verblendete. Ich bin nicht der Einzige, dem es so ging; ach! nur allzuviel werden mir hierin ähnlich seyn! Auch du, mein Sohn, scheinst an einer Krankheit zu leiden, an der ich einst so sehr litt, und die unter so vielen unsers-

fersgleichen herrscht. Gewiß, du hegst eben den irrigen Wahn, den ich einst hegte. Deine furchenlose Stirn, dein heiteres Auge, deine rothen Wangen verrathen dieses nur allzudeutlich. Die Zukunft lächelt dir entgegen, du siehst ihr lauter Wonne, lauter Lust und Freude ab, du dünkst dich an der Schwelle des frohesten, des glücklichsten Lebens, und es kommt dir unbegreiflich vor, wie ich dein Loos für kein glückliches halten, wie ich dich bedauern und gerade das Gegentheil von dem was du wähnst, für Wahrheit halten kann. Und ach! leider ist es nur allzuwahr, was ich behaupte, nur allzugewiß, daß du einen irrigen Wahn hegest. Gut ist es, wenn dir beyzeiten die Augen geöfnet werden, gut, sehr gut ist es, wenn du jezt schon zur richtigen Erkenntniß deines künftigen Standes und Berufs gelangest, wenn du die Bürde, die du künftig tragen sollst, kennen lernest, noch ehe sie dich drückt. Dich damit bekannt zu machen, dieß soll mein letztes Geschäfte diesseits des Grabes seyn. Höre also was ich dir noch zu sagen habe.

Eben war ich vom Jünglingsalter ins männliche getreten, als mein Vater starb, und man mir die Königskrone aufsetzte. Ich habe schon erwähnt, mit welchen Gesinnungen ich den ledigen Thron einnahm. Ich sahe blos auf die Aussenseite, und diese hatte alles, was mich erfreuen, was mich entzücken konnte. In einem angenehmen Taumel, in welchem ich nie zu mir selbst kam, vergingen mir vier Jahre wie ein Traum, in dem lauter Lustbilder um mich herum gaukelten. Ich war Regent, und noch war mir die eigentliche Bedeutung des Worts regieren ganz unbekannt, noch nie hatte ich darüber nachgedacht. Es kam mir gar kein Zweifel in den Sinn, daß ich das was ich seyn sollte, auch vollkommen vorstellte, und zwar um so weniger, da ich aus keinem Munde irgend eine Aeusserung vernahm, die mir dazu Anlaß geben konnte. Ich sah meine Wünsche erfüllt, ein Vergnügen folgte auf das andere, ein froher Augenblick verdrängte den andern, keins meiner Bedürfnisse blieb unbefriedigt, überall um mich herum herrschte Ueberfluß und Wohlleben, alles schien zufrieden, alles lächelte mich an — und

dabey

dabey war mir wohl, ich glaubte, es wäre allen so, ich hielt also alles so für recht und gut, und es fiel mir gar nicht ein, daß es anders seyn könnte und seyn müßte.

Wahrscheinlich hätte dieser unglückliche Taumel bis an mein Grab gedauert. Allein die Vorsehung meynte es besser mit mir, besser mit den vielen Millionen, die mich ihren König nannten. Sie wußte mir auf eine recht sonderbare, ganz unerwartete Weise die Augen zu öfnen.

Der immerwährenden Freuden und Lustbarkeiten etwas überdrüßig, begab ich mich, nur von wenigen begleitet auf eines meiner entlegensten Landgüter, um mir das Hofleben, durch seine Entbehrung auf einige Wochen wieder neu zu machen. Müde von der Jagd saß ich hier an einem Abend ganz allein am Eingang eines Lustwäldchens bey der Quelle eines durch das fruchtbare Thal sanft dahin rieselnden Baches und schlief. Ein sanftes Rütteln und der wiederholte Zuruf Moar! Moar! weckten mich. Ich schlug meine Augen auf, und ein kleines

graues

graues Männchen mit einer finstern drohenden Mine stand vor mir.

„Ach! Moar!“ fing es seufzend an, „wie kannst du schlafen? wie, dem Anschein nach, so ruhig, so sanft schlummern? ach! Moar! wie kannst du das?“

Natürlich mußte mich dieser Anblick, so wie diese auffallende Anrede außerordentlich befremden. Es vergingen mehrere Minuten ehe ich antwortete: denn ich wußte wirklich nicht sogleich was ich von dieser Erscheinung denken, was ich sagen sollte. Endlich entfuhr mir in einem etwas rauhen Ton die Frage: weißt du denn auch mit wem du sprichst?

„Ich nannte dich ja schon bey deinem Namen; du bist Moar der König,“ erwiederte das Männchen.

Ich. (mit sichtbarem Unwillen) Wer bist du?

Das Männchen. (mit finsterm Ernst) Still mit diesen unnützen Fragen! der Augenblicke sind wenige, wo man Könige allein sprechen kann. Ich habe endlich deren einige erlauert, laß sie uns zu wichtigern Dingen anwenden. Noch haben deine Ohren wenig Wahrheit vernommen; laß dir die Stimme derselben willkommen seyn; der Name desjenigen,

jenigen, aus dessen Munde sie ertönt, heiße auch übrigens wie er wolle.

Er blickte mich nun eine Zeit lang bedenklich an, sein finstrer drohender Ernst verwandelt sich in wehmüthige Freundlichkeit und dann wiederholte er seine erste Frage: wie kannst du hier so ruhig schlafen, Moar?

Diese in einem wehmüthigen, sanften Ton wiederholte Frage hatte ausserordentliche Wirkung auf mich. Sie erschütterte mein Innerstes und bewirkte mit einemmale die größte Zuneigung zu diesem Unbekannten. Diese Veränderung meines Innern wurde auch auf meinem Gesichte und in meiner Sprache merkbar.

Warum, lieber Alter, erwiederte ich liebreich, warum befremdet dich dieses mein kurzes Schlummern so sehr?

Unter starkem Kopfschütteln fuhr er fort:

Schrecken dich keine fürchterlichen Träume auf? wecken dich keine Schreckensbilder aus dieser betäubungsvollen Ruhe? — schläft der Wächter in deinem Innern auch so fest, so ruhig?

Ich. Warum sollten mich Gewissensbisse foltern, warum Schreckensgestalten verfolgen? Ich bin ja kein Verbrecher!

Das Männchen. Moar, du bist ein Patient!

Ich. Wenn allen Patienten so ist wie mir, dann sind die Patienten zu beneiden und die Gesunden zu bedauern. — Guter Alter, mir ist wohl, außerordentlich wohl!

Das Männchen. Wenn dir nur auch immer so wohl bleibt. In der Fieberhitze hält man sich oft für gesund; allein es kommen dann auch Augenblicke, wo man es desto mehr fühlt, daß man krank, daß man todtkrank ist. (mit Nachdruck) Du bist ja König, Moar?

Ich. Denkst du mir hiermit etwas neues zu sagen?

Das Männchen. Und lebst wie ein Kapitalist, der unthätig und in sorgenloser Ruhe seine Interessen verzehrt?

Ich. Ist es demjenigen zu verdenken, der alle Mittel in seiner Hand hat, sich gute Tage zu machen,

chen, wenn er diese Mittel wirklich anwendet? — Könige müssen königlich leben.

Das Männchen. Das mag alles gut seyn, Moar! Wohl dem, der sich mit Recht viele frohe Tage machen kann; allein in Ansehung deiner findet ein gewöhnlicher, vielleicht in mancher Augen kleiner Irrthum statt. Du denkst nemlich blos an königliche Pracht und Herrlichkeit, blos an Königsfreuden und vergißt darüber, daß es auch Königspflichten giebt — und ach! es giebt deren so viel, so ausserordentlich viel, die alle erfüllt seyn wollen und auch erfüllt werden müssen, wenn nicht alle königliche Freuden bitter schmecken, wenigstens einen äusserst bittern Nachgeschmack zurücklassen sollen. Es ist traurig, daß so viele Thronerben von Jugend auf blos mit den Freuden und nicht mit den Pflichten bekannt gemacht werden. Moar, mit dir ging es auch so; ich habe manche heiße Thräne darüber vergossen.

Ich. Ich errathe nun deine Absicht, du willst mich an meine Pflichten erinnern! du hättest dieser

Mühe überhoben seyn können; denn ich habe es zur Zeit noch nicht vergessen, daß ich deren habe.

Das Männchen. Vergessen? Guter Moar, noch hast du gar nicht daran gedacht, noch warst du dir deiner Pflichten gar nicht bewußt, geschweige denn, daß du sie erfüllt hättest. O! wenn du alle deine Pflichten kenntest, wenn du die ganze Last derselben fühltest, wenn du es einsähest, was das sagen will, König, Regent, Vater von so vielen Millionen zu seyn, du würdest davor erschrecken, angst und bange würde dir werden, und die Vorstellung davon würde dich Tag und Nacht beunruhigen. — So oft ich einen König sehe, so fühle ich einen großen, unwiderstehlichen Drang in mir, mich vor ihm niederzuwerffen, seine Knie zu umfassen, und ihm weinend zuzurufen: Monarch! o wie dauerst du mich! sieh, diese Thräne fließt dir, die Vorstellung deines schweren wichtigen Regentenamtes entlockt sie meinem Auge; sie ist Thräne der Liebe, der innigsten Theilnahme! o! wie viel hast du zu sorgen, zu rathen, zu helfen, wie viel zu thun, wenn du das, was du seyn sollst, auch wirklich seyn willst!

Mil-

Millionen nennen dich Vater, Millionen erwarten ihren Schutz, ihre Sicherheit, ihre Ruhe, ihr Glück von dir! du bist von vielen Tausenden der Einzige, auf dem eine für menschliche Kräfte beynahe ganz unerträgliche Bürde liegt; du kannst nicht dir, sondern du mußt Andern leben, mußt Andern deine Zeit und Kräfte aufopfern!

Der König, dem es Ernst ist, seine Pflichten zu erfüllen, der müßte über ein sehr verblendetes und undankbares Volk herrschen, wenn es ihn nicht vergötterte, nicht wie seinen Augapfel behandelte.

Ich. Du stellst dir aber auch die Bürde eines Königs gar zu schwer, sein Leben gar zu traurig vor —

Das Männchen. Unmöglich, Moar: höre nur auf, dich von der glänzenden Aussenseite täuschen zu lassen, und denke gehörig darüber nach, du wirst mir gewiß vollkommen recht geben. — Wenn ich nur das Abwägen des Rechts und Unrechts, der Schuld und Unschuld, der Verdienste und ihrer Belohnung bedenke, Gott! was für eine äußerst wichtige und schwere Beschäftigung ist nicht schon dieses

Einzige, und doch hat ein Regent auch außer diesem noch so viele wichtige Dinge zu thun!

Ich. Alter, du wähnst Noth und Plage, wo wirklich keine ist. Kann denn das nicht durch Andere geschehen?

Das Männchen. Du hast dich gut mit Opium versehen, um dich in festem Schlafe zu erhalten. Wenn dieß durch Andere geschieht, so hört ja der König auf, König zu seyn: denn das Selbstregieren macht ihn ja eigentlich zum König. Wer Andere regieren läßt, der sollte auch Andern die Ehre, die Einkünfte, überhaupt das Angenehme, das der Thron gewährt, genießen lassen. Freilich kann ein König nicht alles selbst thun, er muß nothwendig Gehülfen haben! allein das Wichtigste bleibt doch immer für ihn übrig; er muß in der großen Regierungsmaschine das Hauptrad vorstellen, das das Ganze in Bewegung sezt, darinnen erhält und dirigirt. Er muß da, wo er nicht selbst die Waage handhaben kann, sorgfältig darauf acht haben, daß von denen, die es in seinem Namen thun, nicht falsch gewogen wird. Er bleibt ja für das Unrecht,

das

das in seinem Namen geschieht, verantwortlich. Wenn er unthätig und gleichgültig seine Gehülfen nach ihrem Belieben schalten und walten läßt, so treffen ihn die Thränen und Seufzer, die seine unterdrückten Unterthanen gen Himmel schicken, so ist er bey aller seiner Pracht und Herrlichkeit, bey allem seinem irdischen Wohlleben beweinenswürdig unglücklich: denn diese seine Scheinglückseligkeit dauert ja nicht ewig; bald sind seine paar Erdentage verjubelt, und dann giebt es auch für ihn einen Tag der Rechenschaft; (gen Himmel zeigend) der da oben, der sich König der Könige nennt, hat auch eine Waage in der Hand, und der hat noch nie falsch damit gewogen, er giebt richtiges Gewicht. Wehe dem, der vor dieser Waage erschrecken muß! Dieser große, gerechte Richter, den auch die Großen der Erde für ihren Oberherrn erkennen müssen, dessen sichtbare Stellvertreter sie ja eigentlich seyn sollen, sammelt die Seufzer und Thränen bedrängter, unschuldig verfolgter Menschen — ach! Moar, wer deren viele ausgepreßt hat, und nun seine letzte Stunde schlagen hört, und den ernsten Augen-

blick herannahen sieht, wo sie ihm vorgewogen werden sollen! — ach! Moar, denke dir einmal diesen Zustand recht lebhaft, und schon die blose Vorstellung einer solchen schrecklichen, verzweiflungsvollen Lage muß dir Schaudern und Entsetzen verursachen. So fürchterlich, so schrecklich eine solche Lage ist, so gewiß ist es leider auch, daß du ihr nicht entgehen wirst, wenn du so fort fährest, wie du begonnen hast.

Er schwieg nun, um mir einige Zeit zum Nachdenken über diesen wichtigen Gegenstand zu lassen, und da er merkte, daß es mich wirklich sehr angriff, und innig rührte, so fuhr er in einem sanften und bittenden Tone fort:

Moar, noch ist es Zeit mit dir! einige Jahre von deinem Königsleben sind verloren, du hast aber noch lange zu regieren, wenn dir anders das gewöhnliche menschliche Lebensalter zu Theil wird. Auf! ermanne dich! und beginne von nun an eine andere, eine bessere Laufbahn! lerne deine Königspflichten kennen, und laß es dir Ernst seyn, sie zu

erfül-

erfüllen! wenn es dir auch sauer wird, wenn dir auch die Krone blutende Wunden drückt, der Scepter bisweilen deine Hand zittern macht, wenn auch dein Haupt zehen Jahre eher graut, und sich dein Auge für Sorgen und Arbeit manche, manche Nacht zu keinem sanften Schlaf schließt, wenn auch bisweilen dein Herz bey dem Anblick so vieler, unglücklicher, unzufriedener und undankbarer Kinder bricht, bleibe nur standhaft in der Erfüllung deiner Pflichten, thue was du kannst, Unmöglichkeiten verlangt dein Herr, der dich auf diesen schweren Posten stellte, nicht von dir. Einst wirst du auch für eine so mühevolle Aussaat reichlich ärnten, einst wirst du für deine Aufopferung vollkommen schadlos gehalten werden. Dein Volk wird dich segnen, dich als seinen guten Vater lieben, dich als seinen Beglücker verehren, der Seigerschlag deiner lezten Stunde wird dir lieblich klingen, sanft wird dein müdes Haupt auf dem Sterbekissen ruhen, ruhig wird dein gebrochenes Auge noch einmal zurück auf dein Regentenleben und getrost hin in die Gefilde jenseits des Grabes blicken, wo an der Schwelle der

Ewigkeit ein gerechter, ein alles vergeltender Richter dein harrt! —

Ich sehe, Moar, du bist gerührt; die Stimme der Wahrheit scheint dich erschüttert zu haben; allein bald kehrst du wieder in deine Residenz zurück, wo bey einem geräuschvollen, betäubenden Hofleben keine solche Stimme mehr ertönt; nicht lange wirst du da seyn, so sind meine Worte vergessen und die verführerische Sprache der Schmeicheley hat dich wieder in deinen vorigen Schlummer eingewiegt. Verleitende Schmeichler, verderbende Wollüstlinge umgeben dich wie Pallisaden und der Zuruf des entfernten Rechtschaffenen muß ungehört verhallen! Ich zweifle, daß deine Ohren meine Stimme noch einmal vernehmen. Empfange deswegen ein Geschenk zum Andenken an mich. Siehe, Moar, hier diese kleine Waage, ist für dich bestimmt. Sie besteht nicht aus Gold und Edelsteinen, ist also von keinem Werth; allein es steht in deiner Macht, ihr einen Werth zu geben, der für dich, für dein Volk und für deine Nachfolger weit grösser ist als der Werth aller Edelsteine und alles Goldes der ganzen Welt.

Welt. Laß sie dir eine Erinnerung an unsere Unterredung, eine Erinnerung an deine Königspflichten seyn. Hange sie in deinem Wohnzimmer auf, damit du sie doch wenigstens des Tags einigemal erblickst. Sie kann, sie wird meine Stimme ersetzen; wenn auch alles um dich herum von deinen wichtigen Pflichten schweigt, wenn sich kein Mund zur Verkündigung der Wahrheit öfnet, so wird sie dir diese Waage ins Gedächtniß ruffen. Wenn du dich auch bisweilen wieder vergißt, und dich dem Jubel eines schwelgenden Hofs überläßest, unwillkührlich werden dann deine Blicke auf sie fallen und ihr Anblick wird dich erschüttern, dich aus dem betäubenden Taumel aufschrecken, sie wird dir gleichsam zuruffen: ach, Moar! du thust so wenig, und hast doch so viel zuthun! du jauchzest und schwelgst und läßest deine Kinder darben und weinen! solltest jeden Augenblick deines wichtigen Regentenlebens auskaufen, und du vertändelst ganze Tage, ganze Monden und Jahre. O! wer weiß, wie es in deinem Reiche aussieht, wer weiß von wie vielen derjenigen, die in deinem Namen die Waage handha-

ben, ganz falsch gewogen wird! Hörst du sie nicht wimmern die weinende Unschuld? nicht seufzen die Bedrängten über Unterdrückung, über gekränkte Rechte, über unbelohnte Verdienste? hörst du sie nicht schreyen, die Armen um Erbarmung, um Rettung? Auf König! höre und hilf, damit auch dich Gott einst hören, auch dir einst helfen möge!

Das Männchen warf noch einen bedeutenden Blick auf mich und ging. Eine solche Sprache hatte ich noch nie gehört, durch sie war mein ganzes Wesen erschüttert. Eine große heiße Thräne drängte sich in mein Auge, in tiefes Nachdenken versunken, blieb ich sitzen und als ich wieder zu mir kam, war es finster um mich. Ich tappte in meine Wohnung und verweilte nun noch acht Tage in diesem einsamen Aufenthalt, um diese Zeit ernsthaften Betrachtungen zu widmen. Die Kraft der Wahrheit äusserte sich an meinem Herzen, ich dachte über meine wichtige Bestimmung nach und ach! wie erschrack ich vor mir selber als ich meine ungeheure Pflichtenlast erkannte und mein bisheriges Betragen mit derselben verglich! dieser Mann galt mir für den

wohl-

wohlthätigsten Engel und sein Geschenk wurde mir theurer als der größte Schatz. Mit den besten Entschlüssen kehrte ich in meine Residenz zurück, und wurde nun das was ich seyn sollte. Hier, mein Sohn, empfange Krone und Scepter und mit denselben diese kleine Waage, o! wie wonnevoll werde ich von den Wohnungen der Seligen herab auf dich lächeln, wenn sie dir das ist, was sie mir war! (mit schwacher Stimme) Wohl mir! mein letztes Wort ist vollbracht! mein letzter Augenblick ist da! (gen Himmel blickend) Mein Richter, du rufst! — (ganz matt) Ich komme! — (Er entschlummert sanft in den Armen seines Sohnes.)

König Moars Grab.

(Volk und Diener stehen mit entblößtem Haupt um dasselbe herum, ein Greiß tritt aus der Menge heraus, nähert sich der Gruft und spricht:)

Hier ruht unser Vater, Moar; seine Ehrensäulen, an welchen sein Name und seine Thaten prangen,

gen, sind in unsern Herzen errichtet. Ewig wird denselben der Name Moar unvergeßlich bleiben; unsere Kindeskinder werden denselben mit Wonne aussprechen und uns glücklich preißen, unter dem Scepter eines solchen Königs gelebt zu haben! Er hat uns richtig gewogen — die ernste Waage in der Hand seines gerechten Richters wird ihn nicht schrecken. Uns bleibe sein Segen und unserm König Mirson sein Geist und sein Herz!

Von der Krankheit der Könige, wenn es ihnen an gesunden Begriffen von der wahren Grösse fehlt.

Lange haben die sogenannten vernünftigen Bewohner der Erde den gestirnten Himmel angesehen, ohne zu wissen was eigentlich diese Gegenstände, die da oben durch den blauen Aether auf sie herabflimmerten, vorstellen und zu bedeuten haben sollten. Sie machten sich nach und nach verschiedene Begriffe und Vorstellungen davon. Einige hielten sie für Lichter, die doch wohl um ihrentwillen brennten, damit sie sie ansehen und bewundern könnten; Andere stellten sich Gottheiten darunter vor, noch Andere

dere erblickten abgestorbene, wichtige Menschen in ihnen, die nun da oben als höhere Wesen im Schimmer und Glanz fort existirten.

Ob nun gleich nach und nach große Köpfe geboren wurden, die durch Fleiß und Talente diesen von uns so weit entfernten Wesen ihre Geheimnisse abzulocken und sie aus ihren Dunkelheiten zu enthüllen wußten; so werden doch auch noch heut zu Tage Menschenaugen genug hinauf zu diesen flimmernden Körpern blicken, ohne das in ihnen zu sehen, was sie eigentlich sind. Wir sind nicht alle Astronomen und so mühsam und künstlich auch das astronomische Gebäude aufgebaut seyn mag, so ruht es doch auch auf sehr vielen Hypothesen mit, und es ist in Ansehung desselben noch lange keine vollkommene Evidenz zu erwarten. Soviel ist unterdessen gewiß, daß diese Himmelskörper eine wenigstens für uns scheinbare Verschiedenheit der Grösse haben, und daß also in so ferne ihre gewöhnliche Eintheilung in Sterne der ersten, zwoten, dritten, vierten, fünften und sechsten Grösse nicht ohne Grund ist.

Es

Es giebt, wie bekannt, auch ein politisches Firmament. Wir haben wohl nicht nöthig, mit weitläuftigen Beschreibungen darzuthun, wer die Sterne sind, die von diesem herab auf den niedern Menschenhaufen flimmern. Keiner unserer Leser wird lange darüber nachzudenken brauchen, ob er dazu gehöre oder nicht. So verschieden auch diese Sterne ihrem Wesen und ihrer Bestimmung nach von jenen wirklichen sind, so finden zwischen ihnen doch einige Aehnlichkeiten statt. Wir sagen wohlbedächtig blos Aehnlichkeiten und setzen noch hinzu, daß auch diese mehr scheinbar als wirklich sind. Obiges Zeichen giebt uns Anlaß, hier etwas mehr darüber zu sagen.

Lange blieben, wie wir schon erwähnt haben, die Sterne für die Menschen in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt. Ihre ungeheure Entfernung von der Erde brachte es so mit sich. Man konnte wohl ihre Existenz bemerken; allein das Eigentliche derselben zu erforschen, in ihr Inneres zu dringen, ihr Wesen, ihre Beschaffenheit und wahrscheinliche Bestimmung zu enthüllen, dazu reichten gewöhnliche Menschenaugen nicht hin. Die Sterne am politischen

Him-

Himmel fanden es für gut, jenen hierin ähnlich zu seyn. Obgleich zwischen ihnen und denjenigen, für welche sie in ein gewisses Dunkel eingehüllt bleiben wollten, nichts weniger als eine solche ungeheure Distanz statt fand, so wußten sie doch für sich eine solche Höhe zu erkünsteln und sich auf derselben zu erhalten, daß die Augen des niedern Haufens, wenn dieser zu ihnen hinauf blickte, nicht viel mehr als ein gewisses Glänzen und Flimmern wahrnehmen konnten. Es fand nach und nach eine sehr große Entfernung zwischen beyden statt, und um diese Entfernung eher grösser als kleiner werden zu lassen, errichtete man eine Menge Stufen, die die Untern von der Höhe mehr entfernt hielten, als sie derselben näherten; daher kam es denn, daß mancher arme Erdenkloß, wenn er aus der Tiefe zu einem solchen glänzenden Wesen hinaufblinzelte, eben so wenig das Wahre und Eigentliche desselben erkannte, als von dem Sternlein, das er bey einer heitern Nacht dort oben flammen sah.

Die Ursache einer solchen erkünstelten Entfernung durch die Natur so nahe verwandter und genau

nau verbundener Wesen von einander ist unstreitig in unrichtigen Begriffen und Vorstellungen von einer wahren Größe, die man auf der einen Seite hegte, zu suchen. Jene so genannten Sterne am politischen Himmel wollten wirkliche Sterne, das heißt, sie wollten ganz andere, höhere Wesen als diejenigen, durch die sie doch eigentlich ihre politische Existenz erhielten, seyn. Sie glaubten sich über die niedere Atmosphäre, in welcher die zum Gehorchen bestimmten Adamskinder athmeten, erheben zu müssen. So wenig nun dieses aber auch anging, so wenig man sich zu etwas umschaffen konnte, wozu man einmal von Natur nicht bestimmt war, so wußte man doch statt einer wirklichen, einer natürlichen, eine scheinbare, eine erkünstelte Umformung zu bewirken.

Kein Mensch, dem Gott eine gesunde Vernunft verliehen hat, wird uns seinen Beyfall versagen, wenn wir behaupten, daß in einem jeden Staat, in einem jeden Reiche schon der Natur der Sache nach der Regent die allerwichtigste, bedeutendste

Person sey. Er ist das Oberhaupt, der Beherrscher, der Vater; schon diese Benennungen gewähren ihm den ersten Rang, und man darf nur den Beruf, den Posten eines Regenten etwas zergliedern, um sich die Hoheit und Wichtigkeit derjenigen Person, die ihn bekleidet, recht anschaulich zu machen. Ein König, überhaupt ein Regent ist Stellvertreter der unsichtbaren Gottheit. In ihm als dem Haupte eines Staatskörpers vereinigt sich die Macht und das Ansehn einer ganzen Nation; ihm liegt es ob, Ruhe, Sicherheit und Ordnung in einem ganzen Reich zu erhalten; er ist Herr, ihm kommt es zu, Gesetze zu geben, Verbrecher zu bestrafen, Unschuld zu schützen, Verdienste zu belohnen, und Recht und Gerechtigkeit zu handhaben; er ist gewissermaassen alles in allem und von ihm hängt es ab, welchen Rang, welchen politischen Werth Andere haben sollen; er kann erhöhen und erniedrigen, begnadigen und bestrafen, er kann belohnen und beglücken, er ist die höchste Instanz und alle Andere, die das wichtige Regierungsgeschäfte mit betreiben helfen, werden von ihm erwählt, von ihm bestätigt und bevollmächti-

mächtiget, und handeln blos in seinem Namen. Bey ihm sucht der Verfolgte und Unterdrückte Schutz und Beystand, der an seinem Recht Gekränkte Gerechtigkeit und Hülfe, von ihm erwartet eine ganze Nation ihre bürgerliche Wohlfahrt; wem könnte da nur der geringste Zweifel dagegen einfallen, daß ein Beherrscher groß, daß er der Grösseste, der Höchste im ganzen Staate sey, und daß ihm also auch vor allen Andern die meiste Ehrerbietung und Hochachtung gebühre.

Diese eigentliche Größe und Hoheit bedarf im Grunde keiner Blendwerke, keiner glänzenden Hülle, um sich zu erhalten. Ein König bleibt König, wenn auch kein Gold und Edelsteine um ihn herum blitzen, kein Purpur ihn bekleidet, wenn auch kein eitler Prunk, kein glanzvoller Prunk ihn umgiebt. Er bleibt König, wenn sich auch keine unendlichlange Dienerkette zwischen ihm und seinen Unterthanen befindet, wenn er auch bisweilen die schwarze Hand des Arbeiters eines Drucks würdigt, und auch dem Geringsten, dem Dürftigsten freyen Zu-

tritt gönnt. Er bleibt König, wenn er auch mit eigenen Augen sieht, mit eigenen Ohren hört, und sich am liebsten mitten unter seinen Unterthanen, wie ein Vater unter seinen Kindern aufhält. Er bleibt König, wenn er sich auch lieber Landesvater, als einen Monarchen nennen, lieber kindlich lieben und verehren als sclavisch anbeten als heuchlerisch vergöttern läßt. Er bleibt König, wenn auch keine spanische Etikette an seinem Hofe statt findet.

Eben dadurch, daß man seine Größe und Hoheit in dergleichen blendende Nebendinge sezte, hat man mehrere Uebel bewirkt. Auch der große, leicht zu bethörende Haufe wurde dadurch zu irrigen Meynungen und Begriffen verleitet. Man wurde daran gewöhnt, die königliche Würde in etwas zu suchen, worin sie eigentlich nicht zu finden war. Man staunte diese eitle Größe und Hoheit an und blieb kalt und gefühllos dabey, oder wenn man ja noch etwas dabey empfand, so war es Neid, so war es Sehnsucht, auch so glänzen zu können. Statt seinen Regenten als einen sorgenden, für das allgemeine Beste eine

große

große Bürde tragenden Vater zu lieben, fürchtete und beneidete man ihn als einen überglücklichen Erdengott, dem man seine eigene Glückseligkeit, wenigstens einen Theil davon zum Opfer bringen müsse. Von der schönen Aussenseite getäuscht, von der glänzenden Hülle geblendet, sahe man hier nichts von einer drückenden Bürde, nichts von einer beschwerlichen, kaum zu ertragenden Pflichtenlast, man erblickte nur lauter Angenehmes, lauter Wohlleben, lauter Wonne und Himmel. Eine Täuschung, ein Irrthum, der den in die Zukunft blickenden Menschenkenner nicht ohne Grund mancherley sonderbare Folgen befürchten lassen mußte.

Dieß war aber bey weitem nicht das einzige Uebel. Noch ein größeres, auf das Ganze sich erstreckendes entstand hieraus. Indem man nemlich sein einziges Augenmerk auf die Erreichung einer falschen Größe richtete, vergaß und vernachläßigte man die eigentliche, die wahre. Man that in Ansehung der erstern zu viel, und für die leztere zu wenig. Ein Gegenstand, über welchen sich ein

äusserst wichtiges Kapitel schreiben ließe, wenn uns nur die Absicht, so wie überhaupt der ganze Zuschnitt dieser Broschüre keine so engen Schranken setzte. Wir müssen uns begnügen, hier blos die ersten Grundrisse zu einem traurigen Gemählde zu entwerffen und überlassen es jedem Leser, sich dasselbe so weit auszumahlen als seine Einsichten und Fähigkeiten reichen.

Die schon erwähnte Eintheilung der wirklichen Sterne, die sich auf ihre scheinbaren Grössen gründet, ließ sich sehr wohl auch auf das politische Firmament anwenden. Die Sterne an diesem sind in Ansehung ihrer Macht und Wichtigkeit nichts weniger als einander gleich. Es giebt auch hier Sterne der ersten, der zwoten, der dritten, der vierten Grösse u. s. f. Wir haben gegen diese Verschiedenheit nicht das Geringste einzuwenden; sie ist gut und muß statt haben, wenn sich nur auch jeder Stern mit dem ihm zukommenden Rang begnügte. Allein es hat sich hier ein gewisses Fieber eingeschlichen, das sehr leicht ansteckt und äusserst schwer

zu

zu heilen ist. Nicht zufrieden, daß man am politischen Himmel mit flimmerte, so wollte man auch in Ansehung des Strahlens und Glänzens keinem andern Gestirne nachstehen. Ob man gleich seiner Beschaffenheit und Bestimmung nach allenfalls nur ein Stern der vierten, fünften oder sechsten Grösse seyn konnte, so wollte man doch durchaus für einen der ersten Grösse gelten. Eine Krankheit, die auf das Wohl der Menschenwelt einen sehr traurigen Einfluß hatte. Hätte man bey diesem Streben, einander zu übertreffen oder doch wenigstens gleich zu werden, die wahre Grösse zum Augenmerk gehabt, so hätte nichts Besseres, nichts Erwünschteres seyn können als ein solches Wetteifern. Allein diese kam leider wenig oder gar nicht in Betrachtung. Man glaubte einander vollkommen gleich zu seyn, wenn man nur keinem an Prunk, an äusserm Glanz etwas nachgab. Wie wenig diejenigen dabey beglückt wurden, die zu beglücken, man eigentlich da war, hat die Erfahrung gezeigt. (i)

Das Zeichen des Sterns auf einem Kleide ist von Bedeutung. Wohl dem Regenten, der sich auch ausser diesem von andern Adamskindern auszuzeichnen und sich seinen Unterthanen kenntlich zu machen weiß!

Erläu-

Erläuternde Anmerkungen

vom

Herausgeber.

Suum cuique.

Erläuternde Anmerkungen.

(a)

Die Sonne giebt hierin auch den Herren von der Zunft ein sehr gutes Beyspiel, das diese geheimnißvollen Ordensherren, die wir unterdessen recht gerne in ihren Würden lassen, aber nicht nachzuahmen belieben. Die Sonne behält ihr Licht nicht für sich, sondern sie verbreitet es überall, sie erleuchtet alles. Jene Herren sind nicht so freygebig mit ihrem Lichte. Sie schmeicheln sich mit dem Besitze eines wunderschönen und großen Lichts; allein sie lassen es nicht leuchten und es ist mit ihrer gerühmten Menschenliebe, mit ihrem Eifer für allgemeines Menschenwohl nicht recht zusammen zu reimen, daß sie dieses nach ihrer Meynung so große, so wohlthätige Licht nicht vor allen denen, die nicht mit ihnen in Ordensverbindung stehen, sondern auch selbst sehr vie-

vielen ihrer Brüder und Eingeweihten vorenthalten. Es ist nicht fein, daß sie dieses gefundene große Gut nur für sich allein genießen, und indem sie in vollem Lichte sitzen, die andern armen Adamskinder so im Finstern herum tappen lassen. Wir wollen ihnen hiermit das schöne Beyspiel der Sonne empfohlen haben. Wenn sie die dicke undurchdringliche Hülle, die bis jezt ihr Licht umgab, von demselben wegnähmen und es jedermann in die Augen strahlen ließen, so könnten sie dadurch mit einemmal eine allgemeine Aufklärung bewirken, und unserm Jahrhunderte den rühmlichen Namen verdienen helfen, den ihm so viele streitig machen wollen; so wie sie auch dadurch die ihnen nicht allzugünstige Meynung sehr vieler, als ob sie nur blos zu blenden suchten, und nichts weniger als wahres Licht besäßen, am besten widerlegen könnten.

(b) Es gab in neuern Zeiten unter andern einen gewissen Herold der falschen Aufklärung, der sich unter vieler Begünstigung ausserordentliche Mühe gab, die wahre verdächtig zu machen und ihre Freunde und Beförderer ausser Thätigkeit zu setzen,

ja

ja sie gar als gefährliche, strafbare Verbrecher zu schildern. Er fing sein Werk mit schrecklichem Ungestüm an, und bließ mit vollen Backen in die Welt hinein, so daß es schien als wollte er seine Meynungen und Grundsätze mit einemmale in alle Köpfe hineein blasen; allein der Wind ließ plötzlich nach, vielleicht ist der Blasebalg, unter dem wir einen jährlichen Gehalt von tausend Gulden verstehen, verschwunden. Scripta manent — dergleichen Leute stellten sich selbst durch ihre Schriften auf immer an Pranger, wenn nicht die Makulaturhändler sich ihrer erbarmten und dafür sorgten, daß ihr Andenken so bald wie möglich vernichtet würde.

(c) Das Andenken an den Tod muß nach unserer Meynung einen recht sonderbaren Eindruck auf das Herz eines Erdengotts machen. Freilich läßt man sich in Palästen dadurch nicht gerne incommodiren und man weiß schon alles das was dasselbe erregen könnte, so viel wie möglich zu entfernen; allein den alten Knochenmann ganz und gar in Vergessenheit zu bringen, und sich von dem Andenken an denselben auch nicht ein einzigesmal einen kleinen

Schau-

Schauder zuziehen zu lassen, das geht denn doch wohl auch in einer Welt, wo allenthalben um uns herum Tod und Verwesung herrscht und wo in jeder Secunde dem Tod viele Opfer gebracht werden müssen, nicht so leicht an. Wir wünschten zu wissen, wie diesem und jenem zu Muthe würde, wenn sich dann und wann ein Gedanke an den Tod mit Gewalt ins Herz drängt und die Blicke unvermuthet auf das schauerliche, dumpfe Winterlogis fallen, wo er an der Seite seiner modernden Vorfahren in aller Stille den Tag einer allgemeinen Rechenschaft erwarten soll. Wenn wirklich ein Tag der Rechenschaft ist, woran wir für unsere Person gar nicht zweifeln, so werden gewiß mit unter recht sonderbare Rechnungen abgelegt werden.

(d) Diesem Raisonnement über die Eroberungssucht müssen wir noch eine kurze Anmerkung beyfügen. Es wäre wohl unstreitig für die ganze Menschenwelt ausserordentlich vortheilhaft, wenn die Großen der Erde mehr Billigkeit und Gerechtigkeitsliebe gegen einander äusserten und mehr an den Tag legten, daß ihnen ihre gegenseitigen Rechte heilig

und

und unverletzlich wären; wenn sie auch unter sich das Recht des Stärkern ganz ausser Gültigkeit sezten und ihre Verträge und Pflichten gegen einander genau zu erfüllen suchten. Dann würde die schädliche, der Religion und gesunden Vernunft so wenig entsprechende Politik verschwinden oder doch wenigstens in eine bessre Verfassung gebracht werden und unzählige Kriege würden unterbleiben, die noch immer zur Schande der Menschlichkeit, der Vernunft und Religion so viel Unheil, so viel Elend und Leiden unter den Menschen verursachen und so viele um das bischen Lebensgenuß bringen, das sie doch auch ausserdem durch so viele unabänderliche Uebel und Mühseligkeiten theuer genug erkaufen müssen.

(e) Heut zu Tage hegt man diesen Wahn nicht mehr. Nur Schade, daß öffentliche Schätze so selten sind, jezt wüßte man sie besser anzuwenden. Unsere gekrönten Häupter würden in Ansehung des besten Gebrauchs derselben mit einander wetteifern. Wem fällt hierbey nicht jenes vortrefliche Beyspiel der bewunderungswürdigsten Großmuth, der edelsten Selbstverläugnung ein, das vor kurzem einer

unserer besten Regenten gab, wodurch er so überzeugend bewies, daß er nicht blos Heldenruhm, sondern auch den schönen, den beseeligenden Ruhm eines guten allgemein geliebten Landesvaters zu erwerben wisse.

(f) Wir empfinden in der That wahres Mitleid mit dem Verfasser: denn er muß in traurigen Zeiten oder doch wenigstens in einer Gegend gelebt haben, wo gerade das Gegentheil von unserer gegenwärtigen Verfassung statt fand. Wie würde er sich freuen, wenn er sehen sollte, wie jezt so viele unserer vortreflichen Landesväter ihren goldenen Becher aus Wasserquellen füllen lassen, indem ihre frohen Unterthanen in Weinhäusern bey vollen Gläsern jubeln. Sic mutantur tempora, et nos mutamur in illis!

(g) Der Verfasser zeigt sich hier wieder als einen Mann vom vortreflichsten Herzen, als einen Mann, der es werth ist, daß Könige seine Stimme, seine sanfte und wohlmeinende Stimme hören. Solche edle Männer, solche Herolde der Wahrheit, die aus wahrem Enthusiasmus fürs Gute, aus der reinsten,

wärm-

wärmsten Menschenliebe ihre Stimme erheben, o! welche Wohlthäter sind diese für das ganze Menschengeschlecht! Nur der schreckliche Tyrann könnte sie verfolgen, sie, die allgemeine Belohnung verdienen und der Liebe und Achtung eines jeden wahren Landesvaters versichert seyn können.

(h) Man findet im Original nichts, woraus man auf die Ursache schließen könnte, die den Verfasser bewog, hier bey dem Zeichen der Waage von seiner gewöhnlichen Schreibart abzuweichen und diese Abhandlung in eine Art von Drama einzukleiden. Wir glauben unterdessen nicht zu irren, wenn wir vermuthen, daß ihm dieses Zeichen vorzüglich wichtig war, und daß er deswegen hier diese Art von Einkleidung wählte, weil er dadurch bey seinen Lesern mehr Eindruck zu machen glaubte. Wahrheiten, auf diese Weise vorgetragen, machen allerdings mehr Eindruck als wenn man sie in einer blosen trocknen Abhandlung lieset. Wir bitten unsere Leser, dieses kleine Drama, aufmerksam zu lesen; denn werden sie wahrscheinlich in Ansehung dieser unserer hier geäusserten Vermuthung mit uns vollkommen harmoniren.

(i) Es geht hier den Potentaten wie allen Andern. Man mag es nemlich machen wie man will, so kann man es doch nie allen recht machen. Gehen sie sparsam mit ihren Schätzen um, so schreyt man über Geiz, über Mangel an Nahrung, über aufgehäufte Schätze, die ungenützt da liegen; machen sie einigen Aufwand, so klagt man über Verschwendung. Sie müssen sich nun dieß allgemeine Loos der Sterblichen gefallen lassen, und mit dem Bewußtseyn eines guten Gewissens und mit dem Beyfall der Vernünftigen zufrieden seyn.

II 456

vd18

ULB Halle 3
006 302 181

n.c.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-652187-p0107-3

Die vier mahl vier Zeichen

oder

das Buch

über die

Krankheiten der Könige.

Ein Manuscript

in einer Chiffersprache gefunden, ins Hochteutsche

übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen

versehen.

Drittes Quart.

Zu finden

in allen Europäischen Staaten und in der

Asiatischen Türkey.

1795.

Farbkarte #13 B.I.G.

Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black

Centimetres inches

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt

urn:nbn:de:gbv:3:1-652187-p0109-8